8/2

~~I4c4~~

~~L.germ. 173~~

La(b) 338/12

Schiller

Friedrich v. Schiller's

auserlesene

Briefe

in den Jahren

1781 — 1805.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Doering.

PASSAU

Zweites Bändchen.

Sehr vermehrte Ausgabe in 3 Bändchen.

Zeitz, 1835.

Bei Immanuel Webel.

135629942
Bibliothek
der Phil.-theol.
Hochschule
Passau
Staatl. Bibliothek
Passau

An Goethe.

Jena den 20. Juli 1795.

Daß ich seit den letzten zwölf Tagen mich schlimm befunden, und dadurch abgehalten worden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, hat meine Frau Ihnen geschrieben. Hoffentlich haben Sie diesen und einen Brief von mir, der vier Tage nach Ihnen von hier abging, richtig erhalten. Der Ihrige hat mich sehr erfreut, und ich wünsche herzlich, daß Ihnen die Heinsische Maske recht viele freundliche Abentheuer zuwenden möge. Ich halte es für gar nichts Schlechtes, sich unter einer solchen Firma bei Damen wohl aufgenommen zu sehen, denn das Schwierigste ist alsdann schon abgethan.

Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit Ihrer Gesundheit und mit Ihren Beschäftigungen vorwärts gerückt sind. Auf den Rest des fünften Buchs *) freue ich mich sehr. Was ich indessen

*) Von Wilhelm Meister's Lehrjahren.

von dem Centaur erfahren, klang noch ganz gut. Ueber die Elegien freut sich alles, und Niemand denkt daran, sich daran zu skandalisiren. Auch ich habe über meinen Antheil an dem Centaur mein Theil Lob weg, ja, ich bin noch glücklicher sogar als Sie; denn kaum acht Tage nach Erscheinung dieses Stücks erhielt ich von einem Leipziger Schriftsteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe.

Es sind unterdessen zwei neue Aufsätze, von Orten her, wo ich nichts erwartete, für die Horen eingelaufen. Der eine darunter handelt von griechischer und gothischer Baukunst, und enthält, in einem ziemlich vernachlässigten Styl und bei vielem Unbedeutenden, manchen sinnreichen Einfall. Nach langen Deliberationen, ob ich ihn aufnehmen solle, bestimmte mich die Zweckmäßigkeit und Neuheit des Gegenstandes für die Horen, besonders da er nicht groß ist, ihn aufzunehmen. Der zweite, auch nicht einmal einen Bogen stark, untersucht die Ideen der Alten vom Schicksal. Er ist von einem vortrefflichen Kopf und scharfen Denker, und ich werde ihn daher ohne Anstand brauchen können.

Jakobi hat nun seine Abhandlung geschickt. Sie enthält viel Vortreffliches, besonders über die Billigkeit in Beurtheilung fremder Vorstellungsarten, und athmet durchaus eine liberale

Philosophie. Den Gegenstand kann ich nicht wohl bestimmen. Unter der Aufschrift: Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers (in Briefen an Ernestine) wird von mancherlei Dingen gehandelt. — Von Herder hab' ich weder Manuscript noch Nachricht seit vielen Wochen.

Meine Poesien rücken sehr langsam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war. Etwas sollen Sie aber doch finden, wenn Sie kommen. Von hiesigen Novitäten weiß ich Ihnen gar nichts zu schreiben.

179.

An Wilhelm v. Humboldt. *)

Jena den 9. August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. **)

---

*) Geb. 1769 zu Potsdam, lebte Anfangs in Erfurt, ward späterhin Resident zu Rom, 1809 Staatsrath und 1820 Minister des Innern in Berlin.

**) Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, wie die spätere Ueberschrift dieses Gedichts in Schiller's Werken (Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.) lautet.

Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, so ist es durch diese Arbeit. Desto strenger muß aber auch Ihre Critik seyn. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht seyn, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta absenden muß, eh' ich noch Ihre Critik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyer's Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum neunten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuscript schicken muß. Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachsarbeit zu wichtig. Für den Almanach werd' ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fest entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätt' ich nicht den sauern

Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt seyn, die es wirklich hat.

Goethe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Carlsbad auf den 4ten festsetzte, der längst verstrichen ist. Von Körner hab' ich seit drei Wochen keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

180.

An Goethe.

Jena den 17. August 1795.

Sehr hätte ich gewünscht, mit Ihnen über das fünfte Buch *) mündlich zu sprechen, weil man sich in einem Brief nicht auf alles besinnt, und zu solchen Sachen der Dialog unentbehrlich ist. Mir deucht, daß Sie den Gegenstand von keiner glücklichern Seite hätten fassen können, als die Art ist, wie Sie den stillen Verkehr der Per-

*) Des Wilhelm Meister.

son mit dem Heiligen in sich eröffnen. Dieses Verhältniß ist zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen lassen, äußerst übereinstimmend mit der Natur.

Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der christlichen, durch die Erfahrung der Sünde, ist meisterhaft gedacht. Ueberhaupt sind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leise angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür stehen, daß nicht manchen Lesern vorkommen wird, als wenn die Geschichte stille stände. Hätte sich manches näher zusammenrücken, anderes kürzer fassen, hingegen einige Hauptideen mehr ausbreiten lassen, so würde es vielleicht nicht übel gewesen seyn. Ihr Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenstand zu purificiren und gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen; aber einige Stellen hab' ich doch angestrichen, an denen, wie ich fürchte, ein christliches Gemüth eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte. —

Dies wenige über das, was Sie gesagt und angedeutet. Dieser Gegenstand ist aber von einer solchen Art, daß man auch über das, was nicht gesagt ist, zu sprechen versucht wird. Zwar ist dieses Buch noch nicht geschlossen, und ich weiß also nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber

die Erscheinung des Oheims und seiner gesunden Vernunft scheint mir doch eine Crise herbeizuführen. Ist dieses, so scheint mir doch die Materie zu schnell abgethan; denn mir deucht, daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sey; daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele seyn kann, oder vielmehr, was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sey. Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Character des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sinnlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird. Doch

ich mag in einem Brief über diese kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich diese Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören. —

Mit der Ausführung dessen, was Sie für die restirenden Monate in die Horen versprechen, werden Sie mir große Freude machen, und noch einmal wiederhole ich meine Fürbitte wegen Faust. Lassen Sie es auch nur eine Scene von zwei oder drei Seiten seyn. Das Mährchen wird mich recht herzlich erfreuen, und die Unterhaltungen für dieses Jahr schön schließen.

Ich habe in dieser Woche mich zwar körperlich nicht besser befunden, aber doch Lust und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden. —

181.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 21. August 1795.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte sind. Zu diesen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig ist, und die letzte Lieferung

beschließen wird. — Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich noch so viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen Verleger zu lassen, so halte ich diese Entreprise doch für solid genug, um einen Versuch zu machen, sie in Gang zu bringen. Mit den Horen geb' ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herder's Beiträge, geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich sehr belustigt. Das ist indeß nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unsrer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsre Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werd' ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten. —

Goethe giebt für die Horen dieses Jahr noch, erstens einige Blätter zu der letzten Geschichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in spätern Jahren erscheint; zweitens Apol-

lo's Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Mährchen; fünftens den Eingang zum Cellini und sechstens (wie er schreibt, sehr bedingungsweise) etwas aus dem Faust. Herder's homeridischen Aufsatz habe ich noch immer nicht, und weiß in diesem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stück hernehmen werde, von dem ich schon die zwei ersten zum Druck abgeschickt habe. So arm sieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieser Tage etliche Aufsätze von fremden Autoren erhalten, die ich aber schlechterdings nicht brauchen kann. Im äußersten Falle kann ich freilich von mir einen Aufsatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diversion machen würde, da ich im besten poetischen Feuer bin.

Ihre Briefe sind mir ein wahrer Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfterer bedarf, als entrathen kann. Der Wunsch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei diesen poetischen Arbeiten belebt und gestärkt; und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenn' ich nun bald meine Stärke sowohl, als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letztern werden mir wohl das Dra-

matische verbieten; aber auf das Epische werd' ich dafür desto ernstlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, versteht sich. — Doch darüber und über dies ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abwesenheit vorbei ist. Unterdessen werd' ich in der poetischen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundschaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe versichert mir, daß die Beschwerden, die ich ihm über das sechste Buch des Meister machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seyen. Ich hatte ihn merken lassen, was ich gewünscht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenstand läge, als er angedeutet hätte. Bei dieser Gelegenheit hab' ich auf's neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann.

182.

An Goethe.

Jena den 22. August 1795.

Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß, und mir alles Geld bis

etwa auf zwei Groschen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung an demselben Tage übersendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das ist auch Ihre heutige Mission. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta, der Manuscript für das neunte Stück nöthig hat, heute senden sollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote senden mir zwar nur etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo *) einen ganzen auszumachen. —

Ich werde kaum Zeit haben, dieses Manuscript noch zu lesen, ob ich es gleich in orthographischer Hinsicht sorgfältig durchlaufen will. Auf Ihr Mährchen freue ich mich sehr; denn es scheint unter sehr guten Auspicien zur Welt zu kommen. Herder's Abhandlung soll mir auch eine recht angenehme Apparition seyn. —. Ich werde Ihnen allerlei Curiosa und auch etwas den Meister betreffend zu erzählen haben, wenn Sie hieher kommen.

---

*) Apollo's Geburt.

183.

An Goethe.

Jena den 29. August 1795.

Das Mährchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, »das gegenseitige Hülfleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander« recht artig ausgeführt. — Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles symbolisch sey. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen. Die vier Könige präsentiren sich gar prächtig, und die Schlange als Brücke ist eine charmante Figur. Sehr characteristisch ist die schöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt sich überhaupt als die Production einer sehr fröhlichen Stimmung. Doch hätt' ich gewünscht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu sehr bedürfen, und der Leser nicht immer behält, was er gelesen. Liegt Ihnen also nichts daran, ob es ganz oder getrennt erscheint, so will ich das nächste Stück damit anfangen. Ich weiß zum Glück für das neunte Rath, und kommt dann das Mährchen im zehnten Stück auf einmal ganz, so ist es um so willkommener.

Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus. —

184.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. September 1795.

Von meinen Gedichten hab' ich schon, außer dem verschleierten Bild *) und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit das Höchste für das neunte Stück der Horen abgesendet. Pegasus **) werd' ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verse der ersten Strophe, die theils

---

*) Zu Sais.

**) im Joche.

ungeschickt, theils für die Exposition des Ganzen zu leer sind. *)

Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann. —

An Körner send' ich heute das Reich der Schatten **) mit den noch übrigen Gedichten. — Mich amüsirt der sonderbare Widerspruch zwischen Euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken. Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen, und auch am wichtigsten. Ihnen sind die vier ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die besten, Körner'n stören sie

---

*) S. die hier genannten Gedichte in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1.

**) Oder das Ideal und das Leben, wie die spätere Ueberschrift dieses Gedichts in Schiller's Werken lautet.

den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körner'n misfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders seyn durfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenn' ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht

Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung machen mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht. Nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. — Auch Körner'n begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollt' ich meinen Leser entlassen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darin, was es dichterischer macht, als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demselben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist, und man die Auflösung weniger, als die anspannende Thätigkeit dabei missen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber sei-

ne einfache Form zerstören, und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühl' ich, daß ein jedes andres Denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichtes würde verändert haben. —

Ich bin jetzt bei meinem Aufsatz über's Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Cultur viel zu reden habe. Dieser Aufsatz interessirt mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine ästhetischen Briefe *), so nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst würde der strengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werd' ich manches bemerken. An die specielle Zergliederung des Naiven komm' ich aber erst in dem zweiten Theil des Aufsatzes.

---

*) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 235 u. f.

Der erste handelt nur von dem Interesse an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, hab' ich Ihnen neulich schon schreiben wollen, aber die Almanachssachen machten mir eine Diversion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund; wenigstens vergleichsweise mit den drei andern Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke u. s. w.

Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir deucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aesthetische, als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und sie stürzt von ihrem Weltenthron;
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.

Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Strahlenscheibe statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden: die Phasen des Mondes, und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. Hätt' ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht seyn? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist.

Eignet, auf diese Art gebraucht, hat Lessing's Autorität für sich. Im Nathan sagt er: Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unächten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt. Dieser ist aber auch herausgeworfen. Umarmt

den Leuen ist absichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen. — Die Elisionen des i in willige, acherontischen u. s. w. sind freilich fatal; aber da sich alle Reimer vom Anbeginn derselben bedienen, so erlaubte ich mir es auch.

185.

An Goethe.

Jena den 9. September 1795.

Zur Zurückkunft nach Weimar wünschen wir Ihnen Glück. Warum kann ich nicht diese kleinen Veränderungen mit Ihnen theilen, die Leib und Seele stärken?

Das Mährchen kann nun erst im zehnten Stück der Horen erscheinen, da ich in der Zeit, daß ich Ihre Resolutionen erwartete, das nächste beste aus meinen Abhandlungen zum neunten Stück habe absenden müssen. Auch ist es im zehnten Stück noch nöthiger, weil ich zu diesem sonst noch keine glänzenden Aussichten habe. Wollen Sie es alsdann noch getrennt, so kann der Schluß im eilften Stücke nachfolgen. Ich bin aber nie für das Trennen, wo dies irgend zu verhindern ist, weil man das Publikum nicht genug dazu

anhalten kann, das Ganze an einer Sache zu übersehen, und danach zu urtheilen.

Wenn das sechste Buch des Meister fertig ist, so denken Sie doch wohl noch auf etwas zu den Horen, was in eins der letzten Stücke kann eingerückt werden. Wir müssen jetzt mit allen Segeln zu fahren suchen; denn ich weiß von mehrern Orten, auch aus Cotta's Munde, daß wir gar nicht sicher sind, unsere dermaligen Subscribenten auch für's nächste Jahr zu behalten.

Für das neunte Stück habe ich noch redlich gethan, was ich konnte. Ich habe alle die größern und kleinern Gedichte von mir, welche für den Almanach nicht schlechterdings nöthig waren, darin eingerückt, so daß dieses Stück nun siebzehn Artikel enthält, worüber man gewaltige Augen machen wird.

Die Zeit über, daß Sie weg sind, hab' ich zwischen prosaischen und poetischen Arbeiten abgewechselt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung scheint gelingen zu wollen; die Materie wenigstens entwickelt sich, und ich sehe mich auf einigen sehr glücklichen Spuren.

186.

An Goethe.

Jena den 13. September 1795.

Nur ein kleines Lebenszeichen. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage nichts zu sagen und nichts von Ihnen zu hören. Sonst ist alles hier bei mir in altem guten und schlechten Zustande. Aus dem Zimmer kann ich noch immer nicht, aber die Arbeiten gehen darum doch ihren Gang. Sie denk' ich mir jetzt sehr mit Meyer's Instruction beschäftigt, der wahrscheinlich bald abreiset. —

Ich wünschte zu wissen, ob es bei Vicenza ist, wo die schöne Brücke mit einem Bogen (über die Etsch, wie ich denke) geführt ist. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber. Ich brauche diese Brücke zu einem Hexameter.

Wenn Sie sich nur entschließen wollten, für die drei letzten Horenstücke noch ein Almosen von einem Dutzend Epigrammen oder ähnlichen kleinen poetischen Sachen beizusteuern. Ich will auch Herder'n darum ersuchen, und selbst einige Gedanken darüber zu ertappen suchen. Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabei jeden Leser, und

prangen auf dem Inhaltsverzeichniß der Stücke so gut als die größten Sachen.

In dem neuesten Stück des Archivs der Zeit findet sich eine Replik auf Ihren Aufsatz: Literärischer Sansculotism. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, nur blos die Anzeige davon in der Hamburger Zeitung. Sollten Sie das Stück in Weimar bald erhalten, so seyn Sie doch so gütig, es mir mitzutheilen.

187.

An Goethe.

Jena den 18. September 1795.

Für die tröstlichen Nachrichten, die Sie mir von den Horen geben, danke ich herzlich. Auch ich hoffe, daß uns die letzten Stücke wieder Glück bringen sollen. Sie enthalten gerade von denjenigen, was man an den vorhergehenden vermißte, viel: nämlich Poesie und Erzählung. Vor einigen Tagen schickte mir auch Engel wieder einen, über drei gedruckte Bogen starken Aufsatz, von einem für das Publikum sehr passenden Inhalt, theils Dialog, theils Erzählung; kein Wunderwerk des Genies freilich, aber gerade so, wie unsre werthen Leser es lieben. Daß aber auch

diejenigen etwas erhalten, welche für dergleichen Oblationen zu gut sind, werden Sie noch sorgen, wie ich fröhlich und festiglich glaube.

Für das zehnte Stück wäre durch das Mährchen gesorgt. Es ist also nur noch das eilfte, worauf es ankommt, und worin wir unsre Stärke concentriren müssen. Besonders ist es auch um Mannigfaltigkeit zu thun. Wenn Sie doch auch Herder bewegen wollten, kleine Sachen, wie Epigramme im Geschmack der Anthologie u. s. w. in die letzten Stücke zu liefern. Humboldt schreibt mir aus Berlin, daß man von den letztherausgekommenen Horenstücken sehr gut spreche.

188.

An Goethe.

Jena den 2. October 1795.

Ich höre, daß Sie sich ganz in Ihr Zimmer vergraben haben, um Ihren Roman zu endigen. Meine besten Wünsche zu diesem Geschäft. Ich bin voll Erwartung, diesen dritten Theil beisammen zu sehen. — Seyn Sie doch so gütig, mir das Archiv der Zeit, welches die berühmte Antwort auf Ihren Angriff enthält, so wie auch das Stück der neuen Monatsschrift, worin

mein Lob stehen soll, mitzubringen. Ich kann beides hier nicht zu Gesicht bekommen. Ein Rudel Gedichte erwartet Sie hier. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie damit umgehen, uns eine neue Acquisition für die Horen zu verschaffen, von der ich im Voraus eine gute Meinung habe. Das Mährchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein.

189.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 5. October 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen schreiben wollte, kam Meyer auf seiner Reise nach Italien hier durch, und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorsatz auszuführen. Aus dem, was er mir sagte, erhellt, daß weder er, noch Goethe, auf einen langen oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, sondern spätestens in zwei Jahren alles abgethan zu haben glauben. Er spricht schon von Abgüssen, die er von einigen Antiken machen werde, um solche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, um dort in Ruhe danach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber,

und ist so eben wieder abgereist. Nächsten Donnerstag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. — In der letzten Woche war er so beschäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger *) Manuscript haben wollte, und er über seinen italiänischen Sachen den Rest des sechsten Buchs von Meister hatte liegen lassen. Er will mir vor oder auf der Reise eine kleine Schrift der Madame Stael: Von der Erfindung übersetzen, welches wir dann mit einigen Anmerkungen in die Horen setzen wollen. Sonst ist für dieses Jahr schwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abwesenheit beklagt er sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf Ihr Hierseyn im Winter gefreut. Würden Sie sich dazu entschließen können, ihm Ihr Logis zum Absteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeitlang hier zubrächte?

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anstehen lasse. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an den ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke

*) Buchhändler in Berlin.

hätten benutzt werden können, die jetzt eine neue und eigne Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, ist ein wahres Glück, so wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, daß ich dieses Geschäft in Ihren Händen weiß! Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufsätze in naturhistorischen Schriften machen, haben mich sehr unterhalten. Zweifeln Sie ja nicht, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen *) und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufsuchen, und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe sie heute Goethe'n gelesen, auf den sie sehr gewirkt hat. In

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 187 u. f.

Ansehung der Versification bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu sagen werden. Körner's Urtheil hab' ich schon. Es sind unterdessen noch sechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie mit einigen Herderischen vermischt, aus dem zehnten Horenstücke herauslesen werden. Dieses Stück enthält auch wieder sechzehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünf und zwanzig zu steigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe, und hoffentlich selbst noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte soll uns schon ziemlichen Credit verschaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunsche nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürcht' ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehe, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß ist. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Fra-

ge entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publikum, wie es scheint, auf diese Mannigfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint eine Ingredienz der Vorstellung zu seyn, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Nehmen Sie aber auf diese öffentliche Stimme auch nicht mehr Rücksicht, als sie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anschlag, als insofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gern sogleich an meine Maltheser *) gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December inclusive bis zum April für die Horen nicht so sehr nöthig zu seyn, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiel fertig werden. Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Süjet noch am wenigsten mislingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charactere, die

---

*) S. den Plan dieses Stücks in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

190.

An Goethe.

Jena den 16. October 1795.

Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen papiernen Fensterscheiben sitze, und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe seyn und einander verstehen können. — Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es giebt gegen Eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin, und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geschrieben. —

So viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil, und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg

einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Thätigkeit sehr an; denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstractionskraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten.

Den Stael'schen Bogen seh' ich mit vieler Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, so bin ich auch dafür, sogleich das Ganze in Ein Stück zu setzen. Meine Bemerkungen bringe ich alsdann in dem nächsten Stücke nach. Der Leser hat unterdessen die seinigen darüber angestellt, und hört mir mit mehr Interesse zu. Auch würde ich schwerlich in der kurzen Frist, die zu dem eilften Stücke noch übrig ist, damit fertig werden können, wenn ich auch die Uebersetzung auf den nächsten Montag erhalte. Herder hat für das eilfte Stück auch einen Aufsatz über die Grazien geschickt, in welchem er diese misbrauchten Gestalten in ihre alten Rechte zu restituiren sucht. —

Ich hoffe mit der Abhandlung über das Naive noch für das eilfte Stück *) fertig zu werden.

*) Der Horen.

Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Theilung der Erde *) hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist. — Bei dem andern Stück hab' ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will. —

Daß Sie den Meister bald vornehmen wollen, ist mir sehr lieb. Ich werde dann nicht säumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich ist, so will ich eine neue Art von Critik, nach einer genetischen Methode dabei versuchen, wenn diese anders, wie ich jetzt noch nicht präcis zu sagen weiß, etwas Mögliches ist.

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 137 u. f.

191.

An Sophie Mereau.

Jena im October 1795.

Die Mühe, welche Sie auf Verbesserung Ihrer Gedichte verwendet haben, ist durch einen sehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bei Producten der weiblichen Muse ein so seltenes Verdienst ist) Correctheit, zeichnen solche sehr vorzüglich aus. Ihre Vorliebe für jenes beschreibende Gedicht ist sehr gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerstreut ist, Geist, Empfindung, poetische Malerei und fließende Sprache, ist in diesem vereinigt. Was die Abkürzung dieses Gedichts betrifft, so war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, sondern aus einem Gedicht deren zwei zu machen, weil ich zwei verschiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte, und mir gegen die Einheit des Geistes gefehlt schien. Nach einem zweiten Lesen fällt mir aber dieser Umstand weit weniger auf, und so wie es ist, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden. —

Ihre Briefe sind recht interessant zu lesen, und mit vielem poetischen Feuer geschrieben; sie machen mich auf das Ganze begierig, und ich

zweifle gar nicht, daß Sie das Interesse des Publikums erregen werden. Einzelne kurze Stellen würd' ich zu mildern suchen.

192.

An Sophie Mereau.

Jena im October 1795.

In Ihren Gedichten finde ich sehr viel Schönes in Absicht auf den Inhalt sowohl, als auf den Ausdruck. Gegen die Erzählung in Prosa hab' ich erhebliche Einwendungen, und ich wollte Ihnen nicht dazu rathen, vor der Hand einen Gebrauch davon zu machen. Lassen Sie das Manuscript noch einige Monate liegen, es wird Ihnen fremder werden, und Sie werden sich dann gewiß selber sagen, was ich oder ein Anderer Ihnen jetzt darüber sagen würde. Die Charactere sind zu wenig bestimmt, die Maximen, nach denen gehandelt wird, wollen sich nicht ganz billigen lassen, die Erzählung geht einen zu schleppenden Gang. An einzelnen Schönheiten fehlt es nicht, und kann bei einer Arbeit Ihres Geistes auch niemals fehlen.

193.

An Goethe.

Jena den 17. October 1795.

Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Mir ist, als wenn ich gar lange nichts von Ihnen erfahren hätte. — Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen mein' ich. Außer den Völkern, die Herr J. in H. commandirt, und die Herr M. in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausrücken lassen und außer W. schwerer Cavallerie, haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln, und über die Anwendung Kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Plattitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und

Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln.

194.

An Goethe.

Jena den 24. October 1795.

Seyn Sie mir willkommen in Weimar! Ich bin recht froh, Sie wieder in der Nähe zu wissen. Daß Sie die letzten acht Tage nicht haben hier seyn können, thut mir sehr leid. Ich befand mich bei dem schönen Wetter merklich leichter, und bin auch heute wieder spazieren gefahren, welches mir ganz wohl bekam. Freilich ist auch dafür mehrere Tage nichts gearbeitet worden. —

Zu dem Roman wünsche ich alles Glück und Segen. Ich zweifle gar nicht, daß es jetzt das Vortheilhafteste für das Ganze ist, wenn Sie ununterbrochen darin leben. Dann halte ich es für keinen unbedeutenden Gewinn, wenn Sie den letzten Band einige Monate früher fertig haben, als er in Druck gegeben werden muß. Sie haben eine große Rechnung abzuschließen. Wie leicht vergißt sich da eine Kleinigkeit.

Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre nach meiner Zu-

rückkunft von Jena zur Eröffnung einer ästhetischen Correspondenz schrieb, so haben Sie die Güte ihn mir zu schicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen.

195.

An Goethe.

Jena den 26. October 1795.

Ich habe Ihnen vorgestern von der Madame Stael zu schreiben vergessen. Das Product ist mit vielem Geist geschrieben, und da es darin mehr wetterleuchtet, als ordentlicher Tag ist, so qualificirt es sich gar nicht übel zum Commentiren. Eine eigentliche Harmonie hineinzubringen, möchte schwer seyn und auch die Mühe nicht genug lohnen. Im Einzelnen aber läßt es sich versuchen; auch habe ich mir schon etliche Materien daraus gewählt, die auch sonst nicht außer der Zeit seyn werden. — Sie haben einigemal den Ausdruck verführen von der Poesie gebraucht. Ich wünschte zu wissen, wie dies im Original heißt, ob es blos täuschen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in ästhetischer Bedeutung einen Nebenbegriff hat.

Es freut mich, daß Sie in Ihren italiänischen Papieren so viel Ausbeute finden. Ich war immer auf diese Papiere sehr begierig, nach dem wenigen zu urtheilen, was Sie davon haben laut werden lassen. Erinnern Sie sich bei diesen Nachforschungen auch der Horen, und leiten Sie einen Arm dieses Paktolus hinein. — Ich bin begierig, was Sie zu dem Wolfischen Ausfall sagen werden, wenn Sie ihn gelesen. Herder wünscht, daß ich blos als Redacteur etwas darüber sagen möchte, insofern auch die Horen mitgetroffen werden sollten; und da ich es nicht für rathsam halte, ganz zu schweigen, und dem Gegner gleich anfangs das letzte Wort zu lassen, so will ich es lieber thun, als daß ganz geschwiegen wird.

196.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 26. October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr letzter Brief mich interessirt, und wenn ich mehr Muße habe, so wollen wir weiter darüber sprechen. Ueber Einiges, was mehr in's Allgemeine geht, giebt Ihnen vielleicht meine Abhand-

lung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: »Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter seyn, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?« zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das Neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise um so viel mehr hätte abkommen sollen, nichts desto weniger ihr eher näher gekommen bin (wo-

für ich meine Elegie *) allein zum Beweis anführen will) und warum konnte dies geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur unter so ungünstigen Umständen, beweist, wie mich deucht, daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern blos der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja, ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele Andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt seyn wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt; aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so müh-

*) Der Spaziergang ist das erwähnte Gedicht in Schiller's Werken. (Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.) überschrieben.

sam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören.

Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt). Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem Griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen

übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten? — Denken Sie vorläufig diesem Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehr Neugier durchlaufen. —

Sie werden im Intelligenzblatt der Literaturzeitung (vom 24sten October) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, seines Aufsatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben sollten, daß Herder jene harten Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die Art, mit der sie ausgesprochen sind, misbilligen. Herder'n war es gar nicht eingefallen, Wolf'en in's Gehege zu kommen, und seine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Da sich Herder in keinen Streit einlassen will, und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich, blos das Aeußere dieses Angriffs und seine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redacteur der Horen einige Worte darauf repliciren. —

Haben Sie die zwei Musenalmanache gesehen? Sie sind schlechter, als man sich eine Vorstellung davon machen kann. Der Voßische ist fast der schlechtere. Neun und zwanzig Stücke sind von ihm selbst darin, worunter kein einziges gut und etliche abominabel sind.

197.

An Goethe.

Jena den 4. November 1795.

Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeschlossene Brief des D. Groß an Herrn v. Humboldt zeigen wird, auch in der lateinischen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in natura bei. Vielleicht gefällt es Ihnen, zu Realisirung des Wunsches, den der Verfasser desselben äußert, etwas beizutragen. Mir deucht, daß ich Ihnen schon von demselben etwas erzählt habe. So viel kann ich mit Gewißheit versichern, daß unsre Academie an diesem Manne keine unwichtige Acquisition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen so gesunden Kopf, so viel gründlichen Verstand und eine so solide Beurtheilungskraft haben. Im juristischen Fach hat man ihn in Göttingen sehr geachtet.

198.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. November 1795.

Goethe ist seit dem 5ten hier, und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. Ueber Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italiänische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Ideal-Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet; also sind alle

architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besondern Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit unsern ästhetischen Begriffen zusammenstimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst, als schöner Kunst, ganz füglich so angeben, daß sie in jedem besondern Gebäude den Gattungsbegriff überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjectiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt, und ihn folglich ästhetisch rührt. Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht blos auf das Auge berechnet sey, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurch geführt würde, noch empfindbar seyn und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede war, können Sie leicht denken. Da er die letzten gern vor seiner italiänischen Reise (die er im August 1796

anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so hab' ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen, in seiner darstellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen, und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind, und auch mein Individuum kennen, so kann mir Niemand so gut rathen, als Sie. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dies besteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenig Zeit darauf verwenden kann; aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen und

dabei ausharren. Neben meinem Schauspiel *) ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. An dieses Schauspiel hab' ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive und nun der Pendant zu demselben über die sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte. **) Auch gehe ich nicht eher daran, bis erstlich noch einige kleine Aufsätze von mir wenigstens skizzirt sind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für sechs Monate wahrscheinlich Hoffnung habe. Zwei und vierzig Bogen auszufüllen, ist keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern ist jetzt fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas Beträchtliches zu erwarten ist. Neben ihm sind Knebel's Properzische Elegien und Herder's etwanige Beiträge Ressourcen für mich; aber diese drei, wenn sie auch alle einschlagen, fourniren doch nur etwa die Hälfte dessen, was erfordert wird. Goethe, Körner, Sie, ich selbst, Engel u. s. w. sind theils problematisch, theils, wenn sie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an

---

*) Den Malthesern.

**) S. diese Abhandlung in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 2. S. 43 u. f.

philosophischen und (theoretisch) ästhetischen Aufsätzen hilft mir nichts, da dieses Fach schon mehr, als billig, besetzt ist.

Ueber den Eindruck des zehnten Stücks *) habe ich der Zeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgestern wieder sprach, erwähnt des Engel'schen Aufsatzes mit Lob, aber des Uebrigen wurde auch gar nicht gedacht. Es scheint, auch die Elegie **) ist diesen Herren zu hoch, da sie doch auch nicht zu platt für sie seyn kann.

199.

An Goethe.

Jena den 20. November 1795.

Seit etwa sechs Tagen hab' ich mich ganz leidlich befunden, und die gute Zeit auch brav benutzt, um in meiner Abhandlung ***) vorzurücken. Schlegel schrieb mir kürzlich, und schickt etwas für die Horen. Er ist sehr entzückt über das Mährchen; auch Humboldt's haben große Freu-

---

*) Der Horen.

**) Der Spaziergang, in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.

***) Ueber naive und sentimentale Dichtung.

de daran. Werden Sie vielleicht Muße finden, das neue noch für den Januar fertig zu bringen? Wenn ich es in den ersten Tagen des Januar spätstens hätte, so könnte es noch in das erste Stück kommen. Mir wäre dies ungemein lieb, da wir doch gut anfangen müssen, und ich noch nichts im Fache der Darstellung habe.

Ueber den neuen Theil des Meister hab' ich schon allerlei Urtheil eingezogen. Jedermann findet das sechste Buch an sich selbst sehr interessant, wahr und schön, aber man fühlt sich dadurch im Fortschritt aufgehalten. Freilich ist dieses Urtheil kein ästhetisches, denn beim ersten Lesen, besonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geschmack auf das Ganze. —

P. schickt mir heute eine schreckliche Production: Aurora oder das Kind der Hölle, die eine elende Nachahmung der Biondetta ist. Prächtig ist der Gedanke, daß er die ganze Zauberei als eine bloße Maschinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will. So verpufft endlich das ganze Pathos. Auch das Uebrige ist dieses weisen Einfalls würdig.

200.

An Goethe.

Jena den 23. November 1795.

Auf die Schmidt'sche Arbeit bin ich sehr neugierig, und zweifle nicht, daß die bessere Gattung unsrer Leser uns dafür danken wird. Dem größern Theil freilich werden wir nicht damit gefallen, das weiß ich vorher; den kann man nur durch Aufsätze von dem Schlage wie Lorenz Stark ist, gewinnen. Sie glauben nicht, wie …emein man sich an diesem Aufsatz erlustigt. … von keinem ist so viel Redens gewesen.

Ihr Unwille über die St. L. und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß das ist die Histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seyn Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Comödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Comödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Comödie debütirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen

unter dem Namen *** oder eines ähnlichen Cathederhelden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung selbst, als an der Person, von der Sie herrührt, daß diese Philister sich so dagegen verhärten. —

Der närrische Mensch, der Jenisch in Berlin, der sich in alles mischen muß, hat auch die Rezensionen der Horen gelesen, und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Character geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. Ein Freund hat ihn zum Glück von Genz, in dessen Monatsschrift derselbe bestimmt war, im Manuscript erhalten, und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor sicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt. Es ist ein ganz eignes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden, doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe, und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß.

Eine Beurtheilung Ihres Meister werd' ich im August oder September künftigen Jahrs sehr ausführlich liefern können, und dann soll es, denk' ich, recht à propos seyn, der letzte Theil mag nun auf Michael 1796 oder Ostern 1797 heraus-

kommen. Vielleicht findet sich ein Morceau im vierten Theil, das Sie auf Ostern 1796, wo das Publikum das Ganze erwartet, ihm zur einstweiligen Befriedigung hingeben können.

Von Archenholz hab' ich endlich gestern einen braven historischen Aufsatz, betitelt: Sobiesky, erhalten, der auch im letzten Stück der Horen erscheinen muß. Freilich hätt' ich viel darum gegeben, wenn Sie für das erste Stück im zweiten Jahrgang etwas hätten thun können. Vielleicht haben Sie auch Lust, in diesem Stücke den Krieg zu eröffnen. Sie werden von Herder'n meine Abhandlung über die sentimentalischen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigsten Theil gehört, und die ich noch einmal ganz durchzulesen bitte. Ich hoffe, Sie sollen damit zufrieden seyn; es ist mir in dieser Art nicht leicht etwas besser gelungen. Ich glaube, dieses jüngste Gericht über den größten Theil der deutschen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs *) eine gute Wirkung thun, und unsern Herren Critikern besonders viel zu denken geben. Mein Ton ist freimüthig und fest, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung. Unterwegs habe ich freilich so viel als möglich

---

*) Der Horen.

effleurirt, und es sind wenige, die unverwundet aus dem Treffen kommen.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rücksicht auf die Elegien) hab' ich mich weitläufig herausgelassen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifschuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man sich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil sie mich öfters derb genug hören ließ, so habe ich jetzt, da ich zufälligerweise das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verschwiegen.

201.

An Goethe.

Jena den 29. November 1795.

Sehr erwartend bin ich auf Ihre Meinung über meinen Aufsatz. *) Wenn ich jetzt zurücksehe, wie weit ich mich hier, ohne Führer, blos mit Hülfe der Principien, die aus dem Ganzen meines Systems fließen, gewagt, so freut mich die Fruchtbarkeit dieser Principien gar sehr, und

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

ich verspreche mir noch mehr davon für die Zukunft.

Der Rest des Aufsatzes, der jetzt erst fertig geworden und die Idylle abhandelt, ist noch nicht copirt. Sie erhalten ihn morgen oder übermorgen. Ein Nachtrag zu dem kommt unter der Aufschrift: Ueber Plattitüde und Ueberspannung (die zwei Klippen des Naiven und Sentimentalen) im Januar. Hier hab' ich Lust, eine kleine Hasenjagd in unsrer Literatur anzustellen, und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Consorten, zu regaliren.

202.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 29. November 1795.

Heute Einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie *) betreffend. — Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück am meisten zu gut thue. — Mir deucht, das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Products dieses zu seyn, daß es die

---

*) Den Spaziergang. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.

Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. w. fliehen; auf die Elegie besinn' ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. — Ich glaube deswegen, daß, wenn es in diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedicht erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden. — An

dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sey denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rathe zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, in dem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch so viel als möglich zu thun suchen. Ich bin hierin der ro-

heste Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Critik. Wenn wir wieder beisammen sind, werden Sie mich in dieser Sache schon zurechtweisen. Indessen glaub' ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. So soll der Abschnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehrern der angeführten Verse eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen hilft. In dem Vers z. B.

Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese,

drückt das Sylbenmaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahin gleitet und sich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben u. s. w.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Den Vers:

Theilst du mit | deiner | Flur

lesen Sie anders als ich. Sie lesen: mit deiner, welches allerdings hart klingt; freilich ist meine Scansionsart auf der andern Seite wieder schlep-

pend. Herzlich gern hätt' ich gerade herausgesagt:

Theilst du mit deinem Gespann,

wenn es nicht lächerlich gewesen wäre. — Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Ruhm kam zurücke,

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, daß um gewissen Sylben, auf denen ein Verstandes-Accent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Verse um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz seyn will, und dies ist es gerade, was der Sinn verlangt.

Unter den drei Hiatus, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei ersten einräumen.

Freude erfindet

ist in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein stummes, das andere ein scharfes ist. — Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literatur-Briefen, die ich kürzlich las, und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieser Gattung die-

nen. Ob die Composita Wohllaut, Weinstock, Bergmann, Wiederhall, Oelbaum u. s. w. als Trochäen und Dactylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln seyn. Voß hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Goethe desto freigebiger damit gewesen. In den Versen:

— Rückkehr für euch
— Willkühr vermischt

kann es gar nicht entschuldigt werden. Ferner wird ein Rigorist schwerlich verzeihen:

Des Gesetzes Gespenst,

so wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubte sich dasselbe, sogar einmal: Es ist am Anfange eines Hexameters. Endlos, das erstemal als Trochäus gebraucht, ist auch nicht wohl zu gestatten. Ich werde setzen

Endlos unter mir seh' ich u. s. w.

Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft. Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endsylbe en haben mich die Literatur-Briefe aufmerksam gemacht. Ich werde

deswegen im eilften Distichon der Elegie, so wie im 24sten, 43sten und 48sten und andern zu helfen suchen. — Denken Sie doch in müßigen Augenblicken darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren oder erziehen Sie vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.

203.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 30. November 1795.

Ich komme nochmals auf die Elegie zurück. Mit der Elegie verglichen, ist das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spornen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle

in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Hülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten *) enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine

*) Späterhin das Ideal und das Leben genannt. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.

Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben.

Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Comödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit, der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Comödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eignes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Comödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Ausführung denke. Ich verzweifle nicht

ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist. Ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber noch Nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Da Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Todtenreichs, so bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein Paar Worte, dieses Gedicht betreffend, in's Publikum hinein zu sprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und practisch sich künftig daran anreihen wird, wünschte ich, daß der Inhalt dieses Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, in einem Auffsatz für Genz etwas zu sagen. Sie fingen damit an, sich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte

Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedicht selbst heraus. Es verstände sich, daß man blos die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreisung, alles Panegyrische unterbliebe. Nach meiner Idee müßte es ungefähr so geschrieben seyn, daß ein verständiger Leser sich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich selbst der Verfasser sey. Es würde z. B. nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Ich selbst könnte dann von einer solchen honetten Motion Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen. Ueberlegen Sie diesen Gedanken, überlegen Sie aber auch, daß es ein bloßer Einfall ist, wenn Sie auch nur die geringste Abneigung dagegen verspüren sollten.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten gerathen, die ich wo möglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlectüre substituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessirt, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf.

Ich habe mein Latein mehr aus einer edlern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lectüre nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträglichen französischen oder besser deutschen Uebersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nöthig. Mit Martial wird mich Ramler schon bekannt machen, so wie Wieland mit den Horazischen Episteln. — Was meinen Sie, Lieber? Kann ich wohl etwas Besseres thun, als mich mit der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinne unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen speculativen Arbeiten und Lesereien (obgleich mir darin noch so viel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung seyn.

204.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. December 1795.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei, und setze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müssen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu sagen. Je mehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von selbst hervorgehen lassen, desto besser wird es seyn, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie sich nicht zu fürchten, sobald nur die Anwendung verschieden ist. Man kann in solchen feinen Materien für so wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich seyn. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch. Aber überhaupt deucht mir, daß Sie sich von einer strengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen lassen, dispensiren können. Sie können von hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Interesse am ersten zu erregen sey, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, so sehr er in Ihnen ist, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, wenn Sie die Hauptzüge des griechischen Cha-

racters einzeln, und bei jedem solchen einzelnen Zug allemal durch die ganze Literatur durchliefen. Die Einheit ist viel leichter zu fassen, und die Mannigfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftsteller zur Einheit und legen die Mannigfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichterischen Categorien durchführen, so ist die Einheit weniger interessant, und die Mannigfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt schickt sich ein Begriff besser zu der ersten, und Beispiele besser zu der zweiten, weil jene doch immer das Schwierigere ist. Macht man ein Individuum, ein Factum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, so ist es immer zweifelhaft, ob dieser interessirt, und man ist in die Nothwendigkeit gesetzt, die Mannigfaltigkeit durch abstracte Begriffe hervorzubringen, welches schon viele Anstrengung für die Leser erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorschlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bei so vielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und also dem Leser, auch dem stumpfsinnigsten, ein Resultat zu geben versichert ist.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Register über die Materien im Einzelnen, worüber Sie sich verbreiten

wollen, um erst das Feld zu übersehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meine Gedanken anschaulich und annehmlich zu machen. Auch schickt es sich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen die Materie wechseln, und hier und da eine Veranlassung von außen, wenn es auch eine polemische wäre, nehmen können. Es ist ja endlich nicht so nöthig, daß man sich nennt. Auch ließe sich Manches in Critiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretischer und praktischer, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopstock, Ramler, Gedike, Schlosser u. a. geben Ihnen vielleicht Veranlassungen zur Prüfung und zur Wiederlegung.

In der That rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen, und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe

und Intellectualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein anderes Wort) in Schranken halten, und auf der andern Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen. Wir wollen davon sprechen, wenn wir erst wieder beisammen sind.

Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben, und tadeln, daß ich mich von der philosophischen Schriftstellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publikum allein, oder auch nur vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu bestimmt, ist erstlich die unwiderstehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Gesetz zu gehorchen, und besonders der poetischen Thätigkeit mich vorzugsweise zu überlassen, und zweitens die schlechte Unterstützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge hab' ich das Ganze bisher zusammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterstützt hätte, aber ein Zufall, auf dessen Wiederkehr ich nicht so sicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegel's Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath ist aufgezehrt. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das sechste Jahr überzähle, kaum zu Besetzung von

drei Stücken Aussicht, sobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu ist unter allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein interessiren kann. Schlegel ist allerdings eine treffliche Acquisition, aber nicht das Journal in Gang zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, sondern blos, um demselben eine Masse zu geben, mit der ein Kenner zufrieden seyn kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach seinem eigenen Geständniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reise u. d. gl. ihn erstaunlich zerstreut, da er selbst im August abgeht, so viel als nichts, von Herder wenig Tröstliches. Die andern Quellen wissen Sie selbst, und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich also die Horen nicht aufgeben, so müßte ich, ich allein, mich im nächsten Jahr denselben ganz sacrificiren, und nicht einmal mit der sichern Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück vermehrt, so hängt das Schicksal auch des Almanachs im nächsten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der fast den vierten Theil in diesem Jahre dazu gegeben, wegfällt, und auch Herder seinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich selbst habe meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre

wird es langsamer auch mit mir gehen, besonders da ich schwerere Gegenstände vor mir habe, und gegen mich selbst strenger seyn werde. Was bleibt mir also, wenn Sie alles dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächsten Jahre völlig gleichgültig zu seyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch bestimmen zu lassen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, so ist das Journal eo ipso moralisch todt und muß es auch physisch werden.

205.

An Goethe.

Jena den 8. December 1795.

Ich hörte lange nichts von Ihnen, und habe auch selbst lange geschwiegen. Das üble Wetter hat mich sehr gedrückt, so daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es ist auch jetzt noch nicht besser, und die Arbeit geht langsam. Aber sie ist mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe das neue Jahr meinerseits mit einem ziemlich interessanten Aufsatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann. —

Hier sendet der Musenalmanach ein kleines epigrammatisches Honorar. Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu ersetzen, die über den Epigrammen darauf gegangen sind. Aber das Uebrige rechnen Sie auf die schönen Bettinen und Lacerten!

Man sagt hier, daß Iffland nächste Woche in Weimar seyn werde. Da wird ja Thalia und Melpomene recht frohlocken. Vielleicht bringen Sie ihn einmal auch hieher. Es würde mich freuen, einen alten Bekannten wieder zu sehen. —

206.

An Goethe.

Jena den 17. December 1795.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetische Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben! Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt, als in diesen Tagen, und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Object. —

Daß in Weimar jetzt die Hundsposttage *)

---

*) Von Jean Paul Friedrich Richter.

grassiren, ist mir ordentlich psychologisch merkwürdig; denn man sollte sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könnte, als diese Production und Clara du Plessis ist. Nicht leicht ist mir ein solches Beispiel von Characterlosigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen. — Das Gedicht, welches Sie so gütig waren, mir copiren zu lassen, hat der Verfasser vorigen Sommer im Manuscript an mich gesandt. Es freut mich, daß man doch hie und da etwas wachsen und blühen sieht, und lieb ist mir die öffentliche Erscheinung gerade jetzt, da es die Widersacher gewaltig verdrießen wird.

207.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 17. December 1795.

Ich sehne mich jetzt wieder recht nach einer poetischen Arbeit; denn der Beschluß der sentimentalen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit gescheucht, habe arbeiten müssen. Indeß war dieser

letzte Aufsatz auf keine Weise zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demselben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen, denn die glückliche Zeit der Freiheit ist noch fern. Ich habe jetzt die erste Lieferung der Properzischen Elegien gelesen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht besser hätte seyn können, weiß ich nicht zu sagen, da ich nie den ganzen Properz gelesen. Die Uebersetzung ist aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbesserungen; denn ich habe darauf aufmerksam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdessen gelernt habe.

Fr. Schlegel's Abhandlungen über die griechischen Frauen habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und

im Ganzen sehr geistleer. (Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige, ist natürlich.) Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten; aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit

ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken; hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiel zu seyn, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe.

Was auch an meinen Bemerkungen wahr seyn mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe giebt, die nur von fern an die Sacontala oder an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte. Goethe's Iphigenie, seine Elisabeth im Götz von Berlichingen nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine schöne Seele *) ist mir lieber. Auch Shakspeare's Juliette, Fielding's Sophie Western und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Alterthum weit.

---

*) S. die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahren.

208.

An Sophie Mereau.

Jena den 19. December 1795.

Sie haben mich mit den ersten Briefen Ihres Romans gestern und heute recht angenehm überrascht. Ich finde darin einen so schnellen und großen Fortschritt, den Ihr Darstellungstalent zu einer höhern Vollkommenheit gethan hat, daß ich Ihnen recht von Herzen dazu Glück wünsche. Diese Briefe sind mit einer sehr angenehmen Leichtigkeit und schöner Simplicität geschrieben. Es ist sichtbar, wie sehr Sie Ihres Stoffes sind mächtig geworden, und wie Sie sich durch eine glückliche Cultur vor manchen Fehlern, mit denen das noch nicht ausgebildete Talent gewöhnlich anfängt und oft lang genug zu kämpfen hat, zu befreien gewußt haben. Ich kann Ihnen nichts wünschen, als auf diesem Wege fortzufahren, in den Sie jetzt so glücklich eingetreten sind.

209.

An Goethe.

Jena den 23. December 1795.

Für die Elegien danke ich schönstens. Ich denke nicht, daß jetzt noch etwas darin seyn sollte, was den Krittlern Gelegenheit geben könnte, über kleine Versehen gegen den schönen Geist des Ganzen sich zu verhärten.

Lorenz Stark ist, wie mir Humboldt schrieb, ehemals zu einer Comödie bestimmt gewesen, und nun zufälligerweise in die erzählende Form gegossen worden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren, als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geistern, wie Herrn Engel, ist das Platte so gefährlich, wenn sie wahr und naiv seyn wollen. Aber die göttliche Plattitüde: das ist eben der Empfehlungsbrief. —

Mit der Religieuse von Diderot weist mich Herder an Sie zurück; auch meint er, daß sie entweder schon übersetzt sey, oder mit andern Erzählungen von Diderot künftige Ostern erscheinen werde. Es scheint demnach für uns keine sichere Entreprise zu seyn. — Der Himmel verlängere Ihnen jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich gespannt

auf die Entwicklung, und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen.

Das Glück, welches das kleine Gedicht: die Theilung der Erde zu machen scheint, kommt mit auf Ihre Rechnung; denn schon von Vielen hört' ich, daß man es Ihnen zuschreibt. Hingegen ist mir von Andern der literarische Sansculotism zugeschrieben worden. — Von der zu erwartenden Rezension der Horen durch Schütz hörte ich gestern, daß es Ernst damit sey, und daß wir sie in wenigen Wochen zu Gesicht bekommen werden. Ob ich sie noch im Manuscript zu lesen bekomme, zweifle ich, da ich mit Schütz seit einiger Zeit weniger Verkehr habe. Er hat aber doch dem jungen Schlegel den poetischen Theil derselben zu rezensiren aufgetragen, so wie auch die Unterhaltungen u. s. w., und dieser hat die Rezension, wie er mir heute schrieb, schon an Schütz gesendet.

210.

An Sophie Mereau.

Jena den 23. December 1795.

Der Fall, von dem Sie mir schreiben, ist das Schicksal vieler, die ihr Talent zu einer höhern

Thätigkeit bestimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beste der Kunst und Wissenschaft verloren. Aber glauben Sie mir, wenn es möglich ist, sich aus einer solchen Lage zu reißen, dieses nur durch strenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demselben, durch keine Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geschmack geschehen kann. Man glaubt oft mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität; aber außerdem, daß man nur durch letztere sich selbst genug zu thun im Stande ist, so ist auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vortheil zu erwarten.

Ich gestehe, daß ich für Sie fürchtete, sobald ich von dem vorhabenden Journal erfuhr. Eine solche Unternehmung schien mir mehr nachtheilig für Sie, und ich konnte auch keinen äußern Vortheil davon für Sie erwarten, den Ihnen eine andere Art schriftstellerischer Beschäftigung, wobei Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höhern und für Sie selbst unendlich befriedigendern Grade gewährte. Sie haben keine Ursache zu zweifeln, Arbeiten, die auf diese Art entstanden und ausgeführt wurden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftsteller jetzt die seinigen nutzt. Auch Ihre Wahl ist gar nicht begrenzt, da Sie außer Uebersetzungen, wel-

che die leeren Stunden füllen können, Ihre fröhlichen Momente poetischen Arbeiten in Versen und Prosa, besonders Erzählungen widmen können.

Zu diesen Arbeiten stehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beiträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitschrift für Frauenzimmer, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbieten, werd' ich eben so bereitwillig aufnehmen. Der Vortheil von diesen verschiedenen Journalen ist zwar nicht gleich, aber es ist auch nicht nöthig, daß die Arbeiten gleich sind.

211.

An Goethe.

Jena den 25. December 1795.

Hier einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des Mährchens. Er ist mager genug, da Sie mir mit dem Besten schon zuvorgekommen sind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt; und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen. — Eben sendet mir Wolt-

mann ein selbstverfertigtes Trauerspiel und eine Operette. — Ich hab' es noch nicht angesehen, werde Ihnen aber, wenn Sie hier sind, hoffentlich allerlei davon zu erzählen haben.

212.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. December 1795.

Wie freut es mich, daß Sie mit meiner Arbeit *) zufrieden sind, und daß wir auch hier, nicht blos im Ganzen, sondern vorzüglich in gewissen einzelnen Parthien so sehr zusammen stimmen. Mir ist diese Arbeit viel näher liegend, als manche andere; sie scheint mir in einem höhern Grade mein zu seyn, sowohl des Gedankens wegen, als wegen seiner Anwendung auf mich selbst. Auch hat sie dadurch etwas Wohlthuendes für den Geist, weil sie zu den Abstractionen auch die Erfahrungen giebt, und dadurch subjectiv etwas Ganzes leistet.

---

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung; in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 2. S. 43 u. f.

Sie wünschen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nur vorher selbst gewußt hätte, daß ich die Ausführung der sentimentalischen so weit treiben würde. Aber der erste Aufsatz war schon abgeschickt, eh' ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufsätze beziehen sich mehr durch einen natürlichen Instinct in mir, als durch einen absichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufsatz Manches in Rücksicht auf die naive Dichtung nachgeholt ist, und im dritten wird dieses vielleicht noch mehr der Fall seyn.

Auf Ihr Bedenken hab' ich Folgendes zu antworten. Es scheint aus Ihrem Anstoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität und Identität vereinigt fordert, zu sehr schon in die Arten legen. Ich betrachte diese letztern mehr als die Grenzen des erstern, Sie scheinen solche mehr wie verschiedene Ausführungen desselben anzusehen. So viel ist aber gewiß, daß die naive Poesie einen begrenzten Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff

sich mehr annähert und den Artscharacter mehr ablegt. Da ich aber diesen gerade streng unterscheiden wollte, so mußte ich das größere Gewicht auf die negative legen; ich mußte mehr von dem abstrahiren. was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie der Gattung entgegengesetzt ist. Naive Poesie verhält sich zur sentimentalischen (wie auch gesagt worden) wie naive Menschheit zur sentimentalischen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede seyn, daß die bloß naive Menschheit den Gehalt für den Geist nicht hat, welchen die sentimentalische, in der Cultur begriffene besitzt, und daß diese in der Form, in dem Gehalt für die Darstellung, der erstern nicht gleichkommt. Deswegen ist die letztere, wenn sie sich vollendet hat, so weit über die erstere erhaben. Hat sie sich aber vollendet, so ist sie nicht mehr sentimentalisch, sondern idealisch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlassung, zu sehr für eins nehmen. Die sentimentalische wird von mir nur als nach dem Ideal strebend vorgestellt (dies ist in der dritten Abtheilung am bestimmtesten ausgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetisches zugestehe, als der naiven. Sie ist auf dem Wege zu einem höhern poetischen Begriff, oder die naive hat einen nicht

so hohen wirklich erreicht, ist also, der That nach, poetischer.

Wir müssen also hier sorgfältig die Wirklichkeit von dem absoluten Begriffe scheiden. Dem Begriff nach ist die sentimentalische Dichtkunst freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden; aber sie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte sie ihn, so würde sie aufhören, eine poetische Art zu seyn. Der Wirklichkeit nach ist es aber eben so gewiß, daß die sentimentalische Poesie, qua Poesie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eignen Begriff von den Geschlechtern und deren Verhältniß zur geschlechtslosen Menschheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, ist der Mann mehr ein bloß nützlicher Mensch, aber ein Mensch in einem höhern Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen sind, so sind sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Giebt man aber die specifischen Unterschiede an, wie ich in beiden Dichtungsarten thun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkom=

menere Form unterscheiden. Sie selbst sagen in einem Ihrer Aufsätze: »Die Frau könne innerhalb ihres Geschlechtes, der Mann nur mit Aufopferung seines Geschlechts wahrer Mensch werden.« Dasselbe sage ich auch in Rücksicht auf beide Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie ist zwar conditio sine qua non von dem poetischen Ideal, aber sie ist auch ein ewiges Hinderniß desselben. Die naive Poesie hingegen stellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, so werden Sie mir eingestehen, daß kein griechisches Trauerspiel dem Gehalt nach sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden kann. Eine gewisse Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dies mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homer's Werke haben zwar einen hohen subjectiven Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objectiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solide Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos.

Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen. Das Unendliche in der Form ist ihr Gehalt, und so gehören die plastischen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das sentimentalische liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poesien finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, so wenig kann ich sentimentalische auffinden, die es der Form nach wären, und ist es überhaupt nur ohne Widerspruch möglich? Kann das sinnlich Erscheinende unendlich seyn, kann das Unendliche erscheinen? Nur indem sie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen in's Absolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empirische verläßt, kann sie als Vernunft sich äußern. Das Ideal entsteht ja auch, logischer Weise, nur durch Abstraction von aller Erfahrung, und mit dieser wird ja der naive Character aufgehoben. Ist aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abstraction

von aller Erfahrung möglich, wie soll es Erfahrung werden? Das griechische plastische Ideal ist zwar auch durch eine Abstraction erzeugt, aber nur durch eine Abstraction von bestimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das ist ein unendlicher Unterschied. Jenes hat auch Homer in seinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieses. Er hat Verstandes- aber keine Vernunft-Ideale.

P. S. Der Kopf ist mir durch ein strenges Hinsehen auf meine Arbeit so angespannt, daß ich es dem Zufall überlassen muß, ob das hier Gesagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflösung von Zweifeln ist der Dialog fast unentbehrlich; eine Viertelstunde würde uns wahrscheinlich im Gespräch verständigen. Vielleicht löst mein dritter Aufsatz Ihre Bedenklichkeiten ganz; wenigstens will ich erst erwarten, was dieser für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduction beider Dichtungsarten aus dem Begriff der Poesie, und die Deduction dieses Begriffs selbst würde mich doch zu lange in dem Felde meiner jetzigen Untersuchung verweilen, und es ließe sich, da Alles mit Allem zusammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit solche mich führen würde. Dem Inhalte nach ist sie sowohl in meinen Briefen über ästhetische Erziehung als in den gegenwärtigen Aufsätzen gegeben. Was

auf die Aufsätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Still gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich darauf einläßt. —

Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier, und mit einer weitläuftigen Rezension des Voßischen Homer's beschäftigt, wovon ich, was fertig ist, gelesen und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den Homer erstaunlich modernisirt habe.

Ihre Bekenntnisse über Sie selbst, mein liebster Freund, möcht' ich Ihnen gern in einem eignen Briefe beantworten. So viel nur für jetzt. Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende und der zuvoreilende Einfluß der Critik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird Ihnen zu schnell Object, und doch muß alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjective Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würd' ich Ihnen natürlich die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer andern Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffsmenschen, Wissern und Speculatoren — und

wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicher nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem productiven Gemüth die Critik u. s. w. nur ein Mittel ist. Das ist es, lieber Freund, was ich von der Anschauung, die ich von Ihnen habe, mir sogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, so werden wir bestimmter und ausführlicher darüber seyn können.

213.

An Goethe.

Jena den 29. December 1795.

Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig, und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt, mit ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, u. d. gl. dar! —

Gestern empfing ich die abgedruckten Bogen von den sentimentalischen Dichtern, welche also auch noch in der großen Rezension in der Literaturzeitung mit begriffen werden können. Die Rezension wird sehr groß werden, da allein der poetische Theil mehr als ein ganzes Zeitungsblatt

füllen soll. Auch ich arbeite Einiges daran. So z. B. ist mir der Archenholzische Aufsatz im letzten Stück zur Rezension übergeben, weil Schütz sonst nicht fertig wird. Diese Rezension wird also eine rechte Harlekins-Jacke werden.

Woltmann's Trauerspiel ist erbärmlich, und in keiner Rücksicht brauchbar; ein Ding ohne Character, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne alle menschliche Natur. Erträglicher noch ist die Operette, obgleich nur gegen das Trauerspiel erträglich.

Haben Sie eine Zoonomie, die Hofrath Brandis herausgegeben? Ihre Schrift über die Metamorphose der Pflanzen ist darin mit großer Achtung behandelt. Aber lächerlich ist's, daß, weil Ihr Name vor dem Buche steht, und Sie Romane und Trauerspiele geschrieben, man schlechterdings auch daran erinnert werden muß. »Ein neuer Beweis,« meint der Freund, »wie günstig der Dichtergeist auch für wissenschaftliche Wahrheit sey.«

Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal alles recht durch einander bewegen. Sie bringen wohl Ihren jetzigen »Strickstrumpf,« den Roman, auch mit? Und dann soll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate. — Sie sprechen von einer so großen Theurung in der Theaterwelt. Ist Ihnen nicht schon der Gedanke gekommen, ein

Stück von Terenz für die neue Bühne zu versuchen? Die Adelphi hat ein gewisser Romanus schon vor dreißig Jahren gut bearbeitet, wenigstens nach Lessing's Zeugniß. Es wäre doch in der That des Versuches werth. Seit einiger Zeit lese ich wieder mehr in den alten Lateinern, und der Terenz ist mir zuerst in die Hände gefallen. Ich übersetzte meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreif, und das große Interesse, daß wir daran genommen, läßt mich eine gute Wirkung erwarten. Gerade dieses Stück hat eine herrliche Wahrheit und Natur, viel Leben im Gange, schnell decidirte und scharf bestimmte Charactere, und durchaus einen guten Humor.

Der Theaterkalender enthält gewaltig viel Namen und blutwenig Sachen. Ich für mein Theil bin übrigens gut weggekommen; aber in welcher Gesellschaft erblickt man sich da! Ihnen wird ein Julius Cäsar großmüthig zugeschrieben, den Sie dem Publikum wohl schuldig bleiben werden.

214.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 4. Januar 1796.

Sie haben mir in Ihren neuesten Briefen so vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Besonders ist die Frage: »inwiefern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage?« so wie auch der Satz: »daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwicklung seiner Individualität bestehe,« von äußerster Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird, Ihnen schreiben. So viel ist mir in Rücksicht auf das erste jetzt schon klar, »daß jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbstständig ist, d. h. als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist.« Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber sagen; denn Goethe, der bei uns ist, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlasse, den ich heute vorgenommen, ist mir der Kopf eingenommen.

P. S. Was Sie mir von dem Almanach schrieben, war mir sehr angenehm; denn daß mit Begierde danach gegriffen wird, ist alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publikums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Character der Producte soll das Urtheil der Majorität, hoff' ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es ist mein ernstlicher Vorsatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und selbst das, was ich in diesen Tagen vornehme, dürfte ihm wahrscheinlich zufallen. In diesem Jahre werd' ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Stael, und außer der Rezension des Meisters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poesie ergeben. —

Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. — Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird gierig danach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weise unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit

einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden.

So eben ist Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Rezension der Horen sagte, befreit mich, und wahrscheinlich auch Sie, von einem großen Theil unsrer Besorgnisse. Für's erste hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, sondern auch alle ästhetischen Aufsätze zur Rezension bekommen. — Für's zweite hat er mir versichert, daß der Hallischen Annalen nicht erwähnt werden solle, und daß er sowohl die Würde der Horen als der Literaturzeitung zu sehr respectirte, um sich ihrer gegen den Hallischen Rezensenten anzunehmen. Allgemeiner sarkastischer Winke, wie er sagt, hab' er sich bedient, und dieses Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht gespannt und verlegen, sondern ziemlich degagirt fand, so schließe ich auch, daß er in Rücksicht auf unsere philosophischen Aufsätze ein gutes Gewissen haben muß, obgleich er mir darüber nichts sagte. Er spricht auch von einer großen Länge der Rezension, und mich freut, daß er hierin einigen Muth beweist, da man gerade die Länge der ersten so wenig hat verzeihen können. Er offerirte mir, ob ich die Schlegel'sche Rezension erst im Manuscript sehen wolle, welches ich nicht nöthig fand. Sein eigenes Mach-

7 *

Staatl. Bibliothek Passau

werk hat er mir nicht zu zeigen offerirt, und ich wollte durch eine solche Motive ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht schickt er mir es aber doch noch zu; denn es erscheint erst auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe, da er die Aufsätze nicht nach den Monatsstücken, sondern unter den drei Rubriken: poetische, philosophische und historische Aufsätze durchgeht.

215.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. Januar 1796.

Für unsre Correspondenz ist seit vierzehn Tagen eine üble Zeit gewesen, und sie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der ersten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung *), welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgstall aus Copenhagen, mit mächtigen Empfehlungen versehen, dem ich viel Aufmerksamkeit beweisen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erschien Goethe, der mir alle Abend-

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

stunden nimmt, und seit etlichen Tagen ist Herr v. Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann, und auch nicht mag, da ich ihn gern habe. Ich habe seit fast zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die übrige Zeit hat mir die Versendung der Horen und des Almanachs, nebst einer Menge öfters lästiger, aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde, nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein u. A. weggenommen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich für unsre Correspondenz, bei der ich so gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich besser, als mit dem Sommer zufrieden.

Die erste Abtheilung der Rezension der Horen haben Sie nun wahrscheinlich schon gelesen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es ist gar keine Frage, daß wir lange hätten suchen müssen, um einen bessern Beurtheiler zu finden; aber befriedigt hat sie mich doch nicht ganz. — Indessen ist Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelassen wurde, so viel geleistet hat. Mit seinen Critiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig seyn. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Rezension einzuwenden, be-

sonders in Rücksicht auf das, was an seinen Versen getadelt wird; im Ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden. —

Daß der Aufsatz über das Naive Eingang zu finden scheint, ist mir des folgenden Aufsatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es ist immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den sentimentalischen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufsatz wird interessiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und sentimentaler Poesie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet, und bestimmt, alsdann zwei herrschende Grundsätze, welche das Platte und das Ueberspannte begünstigen, geprüft habe (der eine ist, daß die Poesie zur Erholung, der andere, daß sie zur Veredlung diene), so trenne ich von beiden Dichtercharacteren das Poetische, was sie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengesetzte Menschencharactere, die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beiden Dichtungen entsprechen, und nur das prosaische Gegenstück davon sind. Ich führe diesen Antagonism durch das Theoretische und Practische umständlich durch, zeige das Reale von beiden, so wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen desselben, d. h. zu der groben Empirie und Phantasterei über, womit die Abhandlung schließt.

Es sind also drei Gradationen von einem jeden Character aufgestellt, und es zeigt sich, daß die Spaltung zwischen beiden immer größer wird, je tiefer sie herabsteigen.

Naiver Dichtergeist,	Sentimentalischer Dichtergeist,

welche beide darin übereinkommen, daß sie aus dem Menschen ein Ganzes machen, wenn gleich auf sehr verschiedene Weise.

Realism,	Idealism,

welche darin übereinkommen, daß sie sich an das Ganze halten, und nach einer absoluten Nothwendigkeit verfahren, daher sie in den Resultaten gleich seyn können.

Empirism,	Phantasterei,

welche blos in der Gesetzlosigkeit übereinkommen, die bei dem Empirism in einer blinden Naturnöthigung, bei der Phantasterei in einer blinden Willkühr besteht.

Ich hoffe, daß Sie diese hier roh hingeworfenen Ideen mit sorgfältiger Strenge ausgeführt finden sollen. Da ich selbst ein Idealist bin, so mußte ich mich sehr objectiv machen, um ein entscheidendes Urtheil in dieser Sache zu haben. Aber ich bin überzeugt, daß mir in diesem Punkt keine Menschlichkeit begegnet ist. Goethe, als ein

ganz verhärteter Realist, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

216.

An Goethe.

Jena den 21. Januar 1796.

Sie haben mich mit dem reichen Vorrath der Xenien, den Sie geschickt haben, recht angenehm überrascht. Die den Newton betreffen, werden Sie zwar auch durch den Stoff kenntlich machen, aber bei dieser gelehrten Streitsache, die keinen Lebenden betrifft, hat dies auch nichts zu sagen. — Denken Sie darauf, Reichardt, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Rezension der Horen in seinem Journal Deutschland, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. Die Aufsätze von Fichte und Woltmann sind beide in einem weitläuftigen Auszuge mitgetheilt und als musterhaft vorgestellt. Das fünfte Stück (das schlechteste von allen) ist als das interessanteste erwähnt, Voß'ens Gedichte, der Rhodische Genius von Humboldt sehr herausgestrichen, und was des Zeugs mehr ist. Es ist durchaus

mit einem, nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben. Als das wichtigste Werk der neuen deutschen Literatur wird Heinse's weitläuftig, doch hab' ich nicht gelesen, wie? beurtheilt.

217.

An Goethe.

Jena den 22. Januar 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich, bei meinem Müssiggange, Ihnen so weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entschließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer seyn, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor. —

Ihre Epigramme im Almanach machen großes Glück, wie ich immer auf's neue in Erfahrung bringe, und bei Leuten, von deren Urtheil man keine Schande hat. Daß der Almanach in Weimar neben den Emigrirten und den Hundsposttagen noch aufkommen kann, ist mir sehr tröstlich zu vernehmen.

218.

An Goethe.

Jena den 24. Januar 1796.

Für einen Schriftsteller, der mit der Catastrophe eines Romans, mit tausend Epigrammen und zwei weitläufigen Erzählungen aus Italien und China beschäftigt ist, haben Sie diese nächsten zehn Tage ganz leidliche Zerstreuungen. Aber was Ihnen die Zeit nimmt, giebt sie Ihnen dafür wieder an Stoff, und am Ende sind Sie weiter gekommen, als ich, der seine Gegenstände aus den Nägeln saugen muß. — Woltmann war gestern drei Stunden lang allein bei mir, und ich hab' es glücklich durchgesetzt, daß von den zwei Theaterstücken keine Sylbe gesprochen wurde. Er war übrigens sehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne

doch ein Fünkchen Barmherzigkeit bei mir, seines Stücks wegen, zu erwecken. — Hier wieder einige Xenien, daß die Observanz nicht verletzt wird.

219.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. Januar 1796.

Woltmann sagte mir, daß eine ganz saft- und kraftlose Rezension des Reineke Fuchs *) jetzt für die Literaturzeitung eingeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe'n und mir zu lieb sie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andere verspreche. Aber so gern ich diese Arbeit übernehme, und so sehr es mich reuet, daß ich nicht schon in meinem Aufsatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelassen habe, so wissen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetischen Activität mich nicht wohl zerstreuen kann. Ich gäbe daher sehr viel darum, wenn Sie an meiner Staat diese Arbeit übernähmen. Ich würde dann, da wir in unsern kriti-

---

*) S. dies Gedicht in Goethe's Werken. Bd. 40. S. 5 u. f.

schen Grundsätzen so sehr harmoniren, die Rezension, als die meinige, in die Literaturzeitung geben. Wollten Sie das nicht, so könnte sie, was noch besser wäre, zu einem Aufsatz für die Horen dienen. Da der Reineke Fuchs, wenn man gerecht seyn will, das beste poetische Product ist, was seit so vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und sich mit Recht an die ersten Dichterwerke anschließt, so ist es in der That horribel, daß er so schlecht behandelt werden soll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon sagen, als wenn sie schon ganz ausgeführt ist. Aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit, zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder sich doch derjenigen schäme, die man davon hat. — Sie werden vielleicht wissen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch sehr unbestimmt, und habe seit mehrern Wochen fast nur mit Phantasien gespielt. Es könnten auch wohl noch mehrere Wochen verlaufen, eh' ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Lande auch sehr. Die Horen hat Wieland gar nicht lesen wollen. Er soll gesagt haben, daß der nicht sein Freund

sey, der ihn mit dem, was darin gegen ihn gesagt sey, bekannt mache.

220.

An Goethe.

Jena den 31. Januar 1796.

Für unsre Xenien haben sich allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif sind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und drüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen erdenklichen Formen verfolgen; und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; eben so in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hierin unsre Arbeiten in einander verschränken.

221.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 1. Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unserer Briefe betrifft, in einem so großen Rückstand gegen Sie, daß ich über die Zahlung ordentlich erschrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich diese Zahlung nur mündlich leisten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft sonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in diesem Sommer und Herbst war, so kann ich unter lastenden Geschäften große Briefe schreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, so wie jetzt, aus diesem Mechanismus heraus, so erschrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem Andern zu gelangen.

— O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wiedererscheint.

Diese, in meinem Don Carlos einst befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaaßen

aus, was ich jetzt in gewissen Momenten fühle, wenn ich Ihnen schreiben will. Der zufällige Umstand, daß ich noch immer in keiner bestimmten Arbeit begriffen bin, sondern spielend von Bild zu Bild, und von einem epigrammatischen Gedanken zu einem andern überspringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Ansehung des realistischen und idealistischen Characters schreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraschen, aber auch desto gewisser befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieses Symbolum in allen seinen Zweigen einig seyn werden. Aber ich leugne nicht, daß ich bei diesem letzten Aufsatz den Wunsch und die Absicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken, und gewissen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eigenen Species heraus in einen höhern Standpunct versetzen kann. Es lag mir daran, diesen Leuten zu zeigen, daß wenn ihre Art mir auch untersagt, sie doch nicht fremd für mich ist, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angestellt, gewissermaaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar ist dieses ein Vortheil, den nur der Idealist hat, denn der Realist kann

gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht seyn, weil er ihn niemals begreifen kann.

Daß Sie sich in Beurtheilung des Character-Werthes so ernstlich und nachdrücklich gegen das Allgemeine erklären, und für die Individualität und das Characteristische streiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie diese Idee in jeder Anwendung so fest, daß man überzeugt wird, wie sehr Sie sich derselben bemächtigt haben. Sie ist von einer unabsehbaren Consequenz für alles Moralische und Aesthetische, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, so läßt sich das Ideal einer (sentimentalischen) Idylle ohne eine Voraussetzung derselben gar nicht fassen. Denn hier gerade ist der Fall, wo die Discrepanz der Charactere ihrer innern Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf, und wo Götter (in Plural) neben einander stehen müssen, da es, nach der entgegengesetzten Meinung, nur eine Gottheit, aber keine Götter giebt. Sie sollten Ihrer Idee in einer ausführlichern Characteristik der griechischen Götter-Ideale, wozu Sie in Ihren Aufsätzen schon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das ästhetische Ideal sich eben darin von dem moralischen Ideal unterscheidet, daß jenes in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, dieses hingegen nur in einem einzigen kann realisirt werden.

Körner schreibt mir heute, daß er ganz bestimmt entschlossen sey, mich auf den Mai zu besuchen. Vielleicht trifft es sich, daß Sie zu der Zeit auch hier seyn können. — Acht Tage bleibt Körner gewiß. Ich soll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, so wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indeß nichts dagegen haben, so würde es mir lieb seyn, es ihm verschaffen zu können. Es versteht sich, daß Sie hierin der Freundschaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet sich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Product, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns Niemand ganz aus einander scheiden und absondern soll. Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicher Weise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der

Character davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend.

Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es Ihnen öfters schwer, und manchmal unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich ist. Sammeln wir unsre Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. *)

---

*) Dies ist bekanntlich späterhin weder von Schiller, noch von Goethe geschehen.

222.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1796.

Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Lust ist. Es hat mich gefreut, auch mehrere politische unter den neuen anzutreffen; denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten. Sie finden vierzig bis zwei und vierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zusammen gehören, und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig sind, behalte ich noch zurück. Reichardt ist gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte. —

Daß Sie mit einzelnen Parthien aus dem Cellini *) anfangen wollen, ist mir sehr lieb zu hören. Das wird Sie am besten hineinbringen; denn wo es die Sache leidet, halte ich es immer

*) Leben des Benvenuto Cellini, in Goethe's Werken. Bd. 34 und 35.

für besser, nicht mit dem Anfang anzufangen, der immer das schwerste und das leerste ist. Sie schreiben mir nicht, ob ich von Ihnen etwas für das dritte Horenstück zu hoffen habe. Das müßte ich aber freilich binnen drei bis vier Wochen spätstens haben. Jetzt lebe ich noch von dem abscheulichen Joinville. Von dem Properz wünschte ich binnen acht Tagen die zweite Lieferung. Herder hat sich auf unbestimmte Zeit von den Horen dispensirt. Ich weiß nicht, wo diese Kälte herkommt, oder ob er wirklich durch eine andere Arbeit abgehalten wird. —

Auf das Neue aus dem Wilhelm Meister freue ich mich, wie auf ein Fest. Auch ich werde, ehe wir über das Ganze sprechen, mich mit dem bisherigen noch mehr familiarisiren. — Körner schreibt mir, daß er zu Ende Mai hieher kommen und vierzehn Tage hier zuzubringen hoffe, worauf ich mich sehr freue. Gewiß wird sein Hierseyn auch Ihnen Vergnügen machen. Da auch Schlegel dieses Frühjahr kommt, und vermuthlich auch Funk einen Monat hier zubringt, so wird es ziemlich lebhaft bei mir werden.

223.

An Goethe.

Jena den 12. Februar 1796.

Diese Woche habe ich wieder viel schlaflose Nächte gehabt, und sehr an Krämpfen gelitten. Es ist noch nicht besser, daher ich auch mit meinen Arbeiten nicht vorwärts gekommen bin, und wahrscheinlich haben Sie mich jetzt in den Xenien überholt. Hätt' ich meine Zeit nur wenigstens auf eine lustigere Art verloren. —

Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Characteristiken enthaltend, die manchmal recht naiv sind, und die zwar den Gegenstand sehr schlecht, ihn selbst aber desto besser characterisiren. — Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Das gehört auch zu den Germanismen. —

224.

An Goethe.

Jena den 18. März 1796.

Seit Ihrer Abwesenheit ist es mir noch immer ganz erträglich gegangen. — Ich habe an meinen Wallenstein gedacht, sonst aber nichts gearbeitet. — Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth doch in eine gar wunderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, eben so wie in der menschlichen Structur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werk gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee. —

225.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 21. März 1796.

Ich kann von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur deucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaub' ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß theils dieses, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; dann die italiänischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours u. dgl. Obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Classe der naiven, als der sentimentalischen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu leugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir deucht, daß sich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen so gut zur naiven

Poesie qualificiren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun giebt dieser Ernst der Erzählung einen gewissen größern Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen, und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch deucht mir, ist der Hexameter schon deswegen in dergleichen Gedichten so angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert, und die entgegengesetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involvirt, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusammen fließen) sehr gut verträgt. Was man in der neuern Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweisen. In solchen Stellen ergötzt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst; denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beides zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das Uebrige reine objective Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber lassen Sie mich auch hier von den Reimen scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeitlang nämlich — von ihnen Abschied genommen habe, es müßte denn seyn, daß ich in meinem Schauspiel *) gereimte Scenen nach Shakspeare's Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat.

Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen.

---

*) Wallenstein.

Dies ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen könnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande an Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann.

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Composition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. dgl. Ich hoffe aber nichts desto weniger, auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Prinzip hat. Vordem hab' ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen geglaubt; hier im Wallenstein will ich

es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Character entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. — Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung, und diese mislingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe'n und das Studium der Alten, die ich

erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsre Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft seyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoff' ich, soll der Plan ziemlich zu Stande seyn, und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.

Uebermorgen reise ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe Goethe'n versprochen, während Iffland's Anwesenheit, der am Char-

freitag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Societät eröffnen kann. Er wollte nicht gern zu viele Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Comödie für uns.

226.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 25. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise *) ernstlich krank geworden, und unsre arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte

---

*) Schiller's Schwester.

es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. — Ueberlege, liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammenstürzen muß. Ich kenne dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, besser als ich, was unter diesen Umständen nöthig ist.

227.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troste erfahre ich heute durch Deinen Mann, daß Du die Reise zu unsern lieben Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe. — Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist. Nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maaßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nöthig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen lassen.

228.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 9. Mai 1796.

Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, Dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze zu wissen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmste überstanden ist. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgestanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es getragen! Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wärst Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen. Ich mag nicht daran denken. — Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirst. Unterlasse ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle steht. —

229.

An Goethe.

Jena den 11. Juni 1796.

Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Musen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu bescheeren. Einstweilen nehmen Sie meine Ceres *) als die erste poetische Gabe in diesem Jahre, freundlich auf, und fänden Sie einen Anstoß darin, so machen Sie mich doch darauf aufmerksam. —

Die Xenien hoff' ich Ihnen auf den Freitag in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts. —

---

*) Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

230.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1796.

Die Idylle *) hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger, als beim ersten, bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer seyn, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trun-

*) Alexis und Dora; in Goethe's Werken (vollständige Ausgabe letzter Hand) Bd. 1. S. 295 u. f.

kenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte.

Herder's Buch *) machte mir ziemlich dieselbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei seinen Schriften immer mehr, was ich zu besitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer auf's Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich. Seine unversöhnliche Feindschaft gegen die Reime ist mir auch viel zu weit getrieben, und was er dagegen aufbringt, halte ich bei weitem nicht für bedeutend genug. Der Ursprung des Reims mag noch so gemein und unpoetisch seyn; man muß sich an den Eindruck halten, den er macht, und dieser läßt sich durch kein Raisonnement wegdisputiren. —

An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es kostet ihm eben so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. a. zu reden, als von dem Bedeutendsten; und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und wie viele andere in

*) Terpsichore. Lübeck 1795—1796. 3 Thle.

Einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner — und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte, hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige. —

Die Xenien erhalten Sie auf den Montag. Zur Verknüpfung der verschiedenartigen Ideen sind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung setze. Die Homerischen Parodien hab' ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerscheinungen werde unterbringen können. Gar zu gern hätt' ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen. —

231.

An Goethe.

Jena den 20. Juni 1796.

Voß ist noch nicht angekommen. Er schrieb nur kurz, daß unangenehme Störer die Reise rückgängig machten. Es thut mir wirklich leid, seine persönliche Bekanntschaft nicht gemacht zu haben; indessen wäre sie mit einem sehr unangenehmen Auftritt erkauft worden, weil Reichardt, wie ich heute von Halleschen Freunden erfuhr, ihn wirklich hat begleiten wollen. Die unvermeidliche Grobheit, die ich gegen diesen Gast hätte beweisen müssen, würde Voß'en in große Verlegenheit gesetzt, und wahrscheinlich ganz und gar verstimmt haben.

Zu den Progressen, die der Roman macht, wünsche ich von Herzen Glück. Der Tag, der mir den Rest bringt, soll auch mir ein Fest seyn. Die neue Lieferung von Cellini hat mich wieder sehr angenehm unterhalten. Die Krankheitsgeschichte ist ganz prächtig; auch die Begebenheiten in Florenz interessiren sehr, und schließen sich schön an die Geschichte dieses Hauses. Die närrische Mixtur von Galanterie und Grobheit in dem Freund Benvenuto ist gar amüsant.

232.

An Goethe.

Jena den 24. Juni 1796.

Sie haben wohl recht, daß die Broschüre *) mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebelang hätt' ich in mir selbst so eine Fratzensammlung nicht zusammenbringen können, und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geschöpft hat. Es ist wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, so grob und plump es auch ist, und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die poetischen Feindschaften doch auch einen humoristischen Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden.

Meyer's Lebhaftigkeit hat mich recht belustigt, und daß er mitten in seinem Italien die deutschen Affen und Esel sich so herzlich angelegen seyn läßt. Schreiben Sie ihm nur, daß es ganz von ihm abhänge, ob er sich in dieses Gefecht der Trojer und Achäer mischen wolle. Er kann es gleich in dem ersten Briefe thun, den er an Sie schreibt, und den wir drucken lassen wollen. —

---

*) Eine gegen die Xenien gerichtete Schrift.

An Zeller schreibe ich, sobald ich ihm etwas zu senden weiß. Riethen Sie mir, meine Ceres *) componiren zu lassen? Für den Gesang wird sie wohl ein gutes Thema, wenn sie nicht zu groß ist. Indeß haben wir, außer dem, was von Ihnen ist, wenig anderes für die Musik zu hoffen. — Daß Sie ein Lied aus dem Meister in den Almanach geben können, ist köstlich. Nun wahrhaftig, wir wollen auf den diesjährigen Almanach uns etwas einbilden.

Die Xenien erhalten Sie Montag früh ganz gewiß. Es sind, nach Abzug der weggebliebenen, noch sechs hundert dreißig bis vierzig, und ich denke nicht, daß mehr als funfzehn oder zwanzig von diesen werden ausgemustert werden. Da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, so wird die Zahl wohl auf siebenhundert bleiben.

---

*) Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

233.

An Goethe.

Jena den 27. Juni 1796.

Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit *) ist immer mehr traurig, als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden. Eigentlich sollten Sie jetzt etwas zu handeln bekommen, und einen lebendigen Stoff bearbeiten.

Von den Xenien sende ich, was fertig ist. Achtzig sind ungefähr noch zurück. — Ich bin eben daran, diese — es sind gerade die freundlichen — mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmung mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoff' ich, daß der Schluß sehr gut ausfallen soll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden, und einige ältere vermissen. Warum ich diese wegließ, läßt sich mündlich sagen. Streichen Sie nun ohne Schonung alles, was Ihnen aus irgend einer Rücksicht anstößig ist, weg. Unser Vorrath leidet eine strenge Wahl. — Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren,

*) Dem Wilhelm Meister.

wünschte ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen italiänischen Malerwerke eine Wanderung anstellten. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Sie sind um so passendere Stoffe, da es lauter Individua sind.

234.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 27. Juni 1796.

Ihre Schrift *) war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr seyn, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke an Goethe's Gedicht **), die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Product, um Goethe's

*) Aesthetische Versuche, einige Jahre später (1799) zu Berlin gedruckt.

*) Hermann und Dorothea.

individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn wie Sie selbst sagen, in keinem Gedicht erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Goethe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Goethe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesonders, Ihre Deduction der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die

characteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande — denn das ist doch jedes dichterische Wirken — mit Begriffen beizukommen, ist der treuste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie, als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und specielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf

diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze, als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik, als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und Andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraction und die Sprache Ihr eig=

nes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem hab' ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was Goethe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgesteckte Characteristik zu streng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich schon bewiesen, daß sie ohne Gefahr über diese Grenzen gehen kann, und Ihnen selbst wird es schwer, den reinen Be-

griff, z. B. der Epopöe, zwischen den vorhandenen Epopöen, wirklich festzuhalten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten so ergehen, und namentlich mit der Tragödie Shakspear's und der Alten. Goethe und ich haben uns epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte, und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen; sie ist absolut plastisch, wie das Epos. Goethe meint sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. An das Lyrische grenzt sie allerdings, da sie das Gemüth in sich selbst hineinführt, so wie die Epopöe an die Künste des Auges grenzt, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten herausführt. Uns scheint, daß Epopöe und Tragödie durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit; diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Auch meint Goethe, und mit Grunde deucht mir, daß man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff und den Circumstantien des Rhapsoden und seines Publikums deduciren könne, und daß sogar die Rohheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form

einen entscheidenden Einfluß habe, wenigstens auf die Homerische gehabt habe, die der Kanon für alle Epopöe ist. — Was die Tragödie betrifft, so behalte ich mir diese für künftige Briefe vor.

Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger wenigen Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffüser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen; bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, alles zu begrenzen und zu limitiren, zu keinem Misverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen. Sie haben eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Character, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und popularisirt ist. — Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde. Unsere neuen Kunstmetaphy=

siker hingegen werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. In der That haben Sie Vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten constituirt) steht in dem schönsten Zusammenhange mit sich selbst, mit der Sache, und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen Anderer über diesen Gegenstand, und philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt.) Aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt. Der Mangel dieses practischen Theils fühlt sich jedesmal, so oft nicht blos der allgemeine Character des Dichters oder seines Werks, sondern ein einzelner Zug aus diesem unter den Begriff subsumirt wird. Der Leser fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch seine eigene Imagination auszufüllen im

Stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall ist.

Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein practisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet. Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht in's Besondere einlassen, da Goethe Ihre Schrift in Händen hat. — Sie hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr gerührt.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute etwas, und noch dazu so wenig Bedeutendes darüber sage. Sie wissen meine Art, und daß es mir unmöglich ist, zweierlei Geschäfte zugleich mit ganzer Besonnenheit zu treiben, und so ist jetzt das Philosophiren bei mir lange suspendirt gewesen, da mich mein Trauerspiel *) ganz in der

*) Wallenstein.

Knechtschaft hält. Leider muß ich dieses nun liegen lassen, um für den Almanach zu sorgen, den Goethe schon glücklicherweise reichlich ausgesteuert hat. Schwerlich werd' ich vor Ende August zum Wallenstein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, so kann er erst auf Neujahr gedruckt erscheinen, vielleicht erst auf Ostern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache. — Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer recht gut gegangen.

235.

An Goethe.

Jena den 28. Juni 1796.

Erwarten Sie heute noch nichts Bestimmtes von mir über den Eindruck, den das achte Buch *) auf mich gemacht. Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und Ruhe sind wunderbar gemischt. Aus der Masse der Eindrücke, die ich empfangen, ragt mir in diesem Augenblick Mignon's Bild am stärksten hervor. Ob diese so stark interessirte Empfindung hier noch mehr fordert, als ihr gegeben wurde, weiß ich jetzt noch

*) Des Wilhelm Meister.

nicht zu sagen. Es könnte auch zufällig seyn denn beim Aufschlagen des Manuscripts fiel mein Blick zuerst auf das Lied, und dies bewegte mich so tief, daß ich den Eindruck nachher nicht mehr auslöschen konnte.

Das Merkwürdigste an dem Totaleindruck scheint mir dieses zu seyn, daß Ernst und Schmerz durchaus wie ein Schattenspiel versinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meister wird. Zum Theil ist mir dieses aus der leisen und leichten Behandlung erklärlich; ich glaube aber noch einen andern Grund davon in der theatralischen und romantischen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten zu entdecken. Das Pathetische erinnert an den Roman, alles Uebrige an die Wahrheit des Lebens. Die schmerzhaftesten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren sich schnell wieder, so stark sie auch gefühlt werden, weil sie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden, und deswegen schneller, als alles Andere, an die Kunst erinnern. Wie es auch sey, so viel ist gewiß, daß der Ernst in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demselben der wahre und eigentliche Ernst ist, daß der Schmerz der Schein, und die Ruhe die einzige Realität ist.

Der so weise aufgesparte Friedrich, der durch seine Turbulenz am Ende die reife Frucht vom Baume schüttelt und zusammenweht, was

zusammen gehört, erscheint bei der Catastrophe gerade so, wie einer, der uns aus einem bänglichen Traum durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber sein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geist, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetischen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Diese Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die, überhaupt genommen, Ihnen so eigenthümlich ist, ist ein vorzüglicher Characterzug des gegenwärtigen Romans.

Aber ich will mir heute nichts mehr darüber zu sagen erlauben. So sehr es mich auch drängt, ich könnte Ihnen doch jetzt nichts Reifes geben. Könnten Sie mir vielleicht das Concept vom siebenten Buche schicken, so wäre mir's sehr dienlich, das Ganze durch alle seine Details zu begleiten. Obgleich ich es noch im frischen Gedächtniß habe, so könnte mir doch manches kleinere Glied der Verbindung entschlüpft seyn.

Wie trefflich sich dieses achte Buch an das sechste anschließt, und wie viel überhaupt durch die Anticipation des letztern gewonnen worden ist, sehe ich klar ein. Ich möchte durchaus keine andere Stellung der Geschichte, als gerade diese. Man kennt die Familie schon so lange, ehe sie eigentlich kommt, man glaubt in eine ganz anfanglose Bekanntschaft zu blicken; es ist eine Art

von optischem Kunstgriff, der eine treffliche Wirkung macht. — Einen köstlichen Gebrauch haben Sie von des Großvaters Sammlung zu machen gewußt; sie ist ordentlich eine mitspielende Person, und rückt selbst an das Lebendige. —

Hier der Rest der Xenien. Was heute folgt, ist, wie Sie sehen, noch nicht in dem gehörigen Zusammenhang, und alle meine Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammen zu bringen, sind mir misglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese letzte Parthie recht reich ausstatten könnten. —

Vom Hesperus hab' ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich hab' ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal, und kann also noch wenig von ihm sagen. *)

---

*) Vergl. Jean Paul Friedrich Richter's Leben und Characteristik, von D. Heinrich Doering. Leipzig 1832. Bd. 2. S. 30.

236.

An Goethe.

Jena den 2. Juli 1796.

Ich habe nun alle acht Bücher des Romans auf's neue, obgleich nur sehr flüchtig, durchlaufen, und schon allein die Masse ist so stark, daß ich in zwei Tagen kaum damit fertig worden bin. Billig sollt' ich also heute noch nichts schreiben, denn die erstaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichsten Sinne, versteckt ist, überwältigt mich. Ich gestehe, daß ich bis jetzt zwar die Stätigkeit, aber noch nicht die Einheit recht gefaßt habe, obgleich ich keinen Augenblick zweifle, daß ich auch über diese noch völlige Klarheit erhalten werde, wenn bei Produkten dieser Art die Stätigkeit nicht schon mehr, als die halbe Einheit ist.

Da Sie, unter diesen Umständen, nicht wohl etwas ganz Genugthuendes von mir erwarten können, und doch etwas zu hören wünschen, so nehmen Sie mit einzelnen Bemerkungen vorlieb, die auch nicht ganz ohne Werth sind, da sie ein unmittelbares Gefühl aussprechen werden. Dafür verspreche ich Ihnen, daß diesen ganzen Monat über die Unterhaltung über den Roman nie versiegen soll. Eine würdige und wahrhaft

ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseyns, daß ich die Vollendung dieses Products erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt, als die Liebe.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Hülle dieses Werks beengte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie seyn wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes seyn; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos

davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sey, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist.

Aber ich kann diesen Eindrücken noch keine Sprache geben; auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche stehen bleiben. Wie ist es Ihnen gelungen, den großen so weit aus einander geworfenen Kreis und Schauplatz von Personen und Begebenheiten wieder so eng zusammenzurücken! Es steht da, wie ein schönes Planetensystem; alles gehört zusammen, und nur die italiänischen Figuren knüpfen, wie Kometengestalten, und auch so schauerlich wie diese, das System an ein entferntes und größeres an. Auch laufen alle diese Gestalten, so wie auch Mariane und Aurelie, völlig wieder aus dem Systeme heraus, und lösen sich als fremdartige Wesen davon ab, nachdem sie blos dazu gedient haben, eine poetische Bewegung darin hervorzubringen. Wie schön gedacht ist es, daß Sie das practisch Ungeheure, das furchtbar Pathetische im Schicksal Mignon's und des Harfenspielers von dem theoretisch Un=

geheuren, von den Mißgeburten des Verstandes ableiten, so daß der reinen und gesunden Natur nichts dadurch aufgebürdet wird. Nur im Schooß des dummen Aberglaubens werden diese monströsen Schicksale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenspieler verfolgen. Selbst Aurelie wird nur durch ihre Unnatur, durch ihre Mannweiblichkeit zerstört. Gegen Mariane'n allein möchte ich Sie eines poetischen Eigennutzes beschuldigen. Fast möcht' ich sagen, daß sie dem Roman zum Opfer geworden, da sie der Natur nach zu retten war. Um sie werden daher immer noch bittre Thränen fließen, wenn man sich bei den drei andern gern von dem Individuum ab zu der Idee des Ganzen wendet.

Wilhelm's Verirrung zu Therese'n ist trefflich gedacht, motivirt, behandelt, und noch trefflicher benutzt. Manchen Leser wird sie anfangs recht erschrecken, denn Therese'n verspreche ich wenig Gönner; desto schöner reißen sie ihn aus seiner Unruhe. Ich wüßte nicht, wie dieses falsche Verhältniß zarter, feiner, edler hätte gelöst werden können. Wie würden sich die Richardson's und alle Andere gefallen haben, eine Scene daraus zu machen, und über dem Auskramen von delikaten Sentiments recht undelikat gewesen seyn! Nur ein kleines Bedenken hab' ich dabei. Therese'ns muthige und entschlossene

Widersetzlichkeit gegen die Parthei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, selbst bei der erneuerten Möglichkeit, Lothar'n zu besitzen, ist ganz in der Natur und trefflich; auch daß Wilhelm einen tiefen Unwillen und einen gewissen Schmerz über die Neckerei der Menschen und des Schicksals zeigt, finde ich sehr gegründet — nur, deucht mir, sollte er den Verlust eines Glücks weniger beklagen, das schon angefangen hatte, keins mehr für ihn zu seyn. In Natalie'ns Nähe müßte ihm, scheint mir, seine wieder erlangte Freiheit ein höheres Gut seyn, als er zeigt. Ich fühle wohl die Complication dieses Zustandes, und was die Delicatesse forderte, aber auf der andern Seite beleidigt es einigermaßen die Delicatesse gegen Natalie'n, daß er noch im Stande ist, ihr gegenüber den Verlust einer Therese zu beklagen.

Eins, was ich in der Verknüpfung der Begebenheiten auch besonders bewundere, ist der große Vortheil, den Sie von jenem falschen Verhältniß Wilhelm's zu Therese'n zu ziehen gewußt haben, um das wahre und gewünschte Ziel, Natalie'ns und Wilhelm's Verbindung, zu beschleunigen. Auf keinem andern Wege hätte dies so schön und natürlich geschehen können, als gerade auf dem eingeschlagenen, der davon zu entfernen drohte. Jetzt kann es mit höchster Unschuld und Reinheit ausgesprochen werden, daß

Wilhelm und Natalie für einander gehören, und die Briefe Therese'ns an Natalie'n leiten es auf das schönste ein. Solche Erfindungen sind von der ersten Schönheit, denn sie vereinigen alles, was nur gewünscht werden kann, ja was ganz unvereinbar scheint; sie verwickeln und enthalten schon die Auflösung in sich, sie beunruhigen und führen zur Ruhe, sie erreichen das Ziel, indem sie davon mit Gewalt zu entfernen scheinen.

Mignon's Tod, so vorbereitet er ist, wirkt sehr gewaltig und tief, ja so tief, daß es manchen vorkommen wird, Sie verlassen denselben zu schnell. Dies war beim ersten Lesen meine sehr stark markirte Empfindung; beim zweiten, wo die Ueberraschung nicht mehr war, empfand ich es weniger, fürchte aber doch, daß Sie hier um eines Haares Breite zu weit gegangen seyn möchten. Mignon hat gerade von dieser Catastrophe angefangen, weiblicher, reichlicher zu erscheinen, und dadurch mehr durch sich selbst zu interessiren; die abstoßende Fremdartigkeit dieser Natur hatte nachgelassen, mit der nachlassenden Kraft hatte sich jene Heftigkeit etwas verloren, die von ihr zurückschreckte. Besonders schmelzte das letzte Lied das Herz zu der tiefsten Rührung. Es fällt daher auf, wenn unmittelbar nach dem angreifenden Auftritt ihres Todes der Arzt eine Speculation auf ihren Leichnam macht, und dies lebendige

Wesen, die Person so schnell vergessen kann, um sie nur als das Werkzeug eines artistischen Versuchs zu betrachten. Eben so fällt es auf, daß Wilhelm, der doch die Ursache ihres Todes ist, und es auch weiß, in diesem Augenblicke für jene Instrumententasche Augen hat, und in Erinnerung vergangener Scenen sich verlieren kann, da die Gegenwart ihn doch ganz besitzen sollte.

Sollten Sie in diesem Falle auch vor der Natur ganz Recht behalten, so zweifle ich, ob Sie auch gegen die sentimentalischen Forderungen der Leser es behalten werden, und deswegen möcht' ich Ihnen rathen — um die Aufnahme einer an sich so herrlich vorbereiteten und durchgeführten Scene bei dem Leser durch nichts zu stören — einige Rücksicht darauf zu nehmen.

Sonst find' ich alles, was Sie mit Mignon lebend und todt, vornehmen, ganz außerordentlich schön. Besonders qualificirt sich dieses reine und schöne Wesen so trefflich zu diesem poetischen Leichenbegängniß. In seiner isolirten Gestalt, seiner geheimnißvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentirt es die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmuth und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Indivi-

duum unstatthaft, ja empörend seyn würde, wird hier erhaben und edel.

Gern hätte ich die Erscheinung des Markese in der Familie noch durch etwas anderes, als durch seine Kunstliebhaberei motivirt gesehen. Er ist gar zu unentbehrlich zur Entwicklung, und die Nothdurft seiner Dazwischenkunft könnte nicht stärker, als die innere Nothwendigkeit derselben in die Augen fallen. Sie haben durch die Organisation des übrigen Ganzen den Leser selbst verwöhnt, und ihn zu strengern Forderungen berechtigt, als man bei Romanen gewöhnlich mitbringen darf. Wäre nicht aus diesem Markese eine alte Bekanntschaft des Lothario oder des Oheims zu machen, und seine Herreise selbst mehr in's Ganze zu verflechten?

Die Catastrophe, so wie die ganze Geschichte des Harfenspielers, erregt das höchste Interesse. Wie vortrefflich ich es finde, daß Sie diese ungeheuren Schicksale von frommen Fratzen ableiten, hab' ich oben schon erwähnt. Der Einfall des Beichtvaters, eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein schweres Verbrechen, das er aus Menschlichkeit verschweigt, dadurch abbüßen zu lassen, ist himmlisch in seiner Art, und ein würdiger Repräsentant dieser ganzen Denkungsweise. Vielleicht werden Sie Sperate'ns Geschichte noch ein klein wenig in's Kürzere ziehen,

da sie in den Schluß fällt, wo man ungeduldiger zum Ziele eilt.

Daß der Harfner der Vater Mignon's ist, und daß Sie selbst dies eigentlich nicht aussprechen, es dem Leser gar nicht hinschieben, macht nur desto mehr Effect. Man macht diese Betrachtung nun selbst, erinnert sich, wie nahe sich diese zwei geheimnißvollen Naturen lebten, und blickt in eine unergründliche Tiefe des Schicksals hinab.

Aber nichts mehr für heute. — Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so Wenige giebt, die Sie zu verstehen fähig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Lebendigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst; und bei denen, die dem Künstler zu folgen im Stande seyn könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr in's Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen.

237.

An Goethe.

Jena den 3. Juli 1796.

Ich habe nun Wilhelms Betragen bei dem Verlust seiner Therese im ganzen Zusammenhange reiflich erwogen, und nehme alle meine vorigen Bedenklichkeiten zurück. So wie es ist, muß es seyn. Sie haben darin die höchste Delicatesse bewiesen, ohne im geringsten gegen die Wahrheit der Empfindung zu verstoßen.

Es ist zu bewundern, wie schön und wahr die drei Charactere der Stiftsdame, Natalie'ns und Therese'ns nüancirt sind. Die zwei ersten sind heilige, die zwei andern sind wahre und menschliche Naturen. Aber eben darum, weil Natalie heilig und menschlich zugleich ist, erscheint sie wie ein Engel, da die Stiftsdame nur eine Heilige, Therese nur eine vollkommene Irdische ist. Natalie und Therese sind beide Realistinnen; aber bei Therese'n zeigt sich auch die Beschränkung des Realism, bei Natalie'n nur der Gehalt desselben. Ich wünsche, daß die Stiftsdame ihr das Prädicat einer schönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie ist eigentlich eine rein ästhetische Natur. Wie schön, daß sie die Liebe, als einen Affect, als etwas

Ausschließendes und Besonderes gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Character ist. Auch die Stiftsdame kennt eigentlich die Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, so ist es gar nicht ohne Absicht geschehen, daß Sie Natalie'n unmittelbar von dem Gespräch über die Liebe und über ihre Unbekanntschaft mit dieser Leidenschaft den Uebergang zu dem Saal der Vergangenheit nehmen lassen. Gerade die Gemüthsstimmung, in welche man durch diesen Saal versetzt wird, erhebt über alle Leidenschaft, die Ruhe der Schönheit bemächtigt sich der Seele, und diese giebt den besten Aufschluß über Natalie'ns liebefreie und doch so liebevolle Natur.

Dieser Saal der Vergangenheit vermischt die ästhetische Welt, das Reich der Schatten im idealen Sinn, auf eine herrliche Weise mit dem Lebendigen und Wirklichen, so wie überhaupt allen Gebrauch, den Sie von den Kunstwerken gemacht, solche gar trefflich mit dem Ganzen verbindet. Es ist ein so froher, freier Schritt aus der gebundenen engen Gegenwart heraus, und führt doch immer so schön zu ihr zurück. Auch der Uebergang zu dem mittlern Sarkophag, zu Mignon und zu der wirklichen Geschichte ist von der höchsten Wirkung. Die Inschrift: Gedenke zu

leben! ist trefflich, und wird es noch viel mehr, da sie an das verwünschte Memento mori erinnert, und so schön darüber triumphirt.

Der Oheim mit seinen sonderbaren Idiosynkrasien für gewisse Naturkörper ist gar interessant. Gerade solche Naturen haben eine so bestimmte Individualität und so ein starkes Maß von Empfänglichkeit, als der Oheim besitzen muß, um das zu seyn, was er ist. Seine Bemerkung über die Musik, und daß sie ganz rein zu dem Ohre sprechen soll, ist auch voll Wahrheit. Es ist unverkennlich, daß Sie in diesen Character am meisten von Ihrer eigenen Natur gelegt haben.

Lothario hebt sich unter allen Hauptcharacteren am wenigsten heraus, aber aus ganz objectiven Gründen. Ein Character, wie dieser, kann in dem medium, durch welches der Dichter wirkt, nie ganz erscheinen. Keine einzelne Handlung oder Rede stellt ihn dar; man muß ihn sehen, man muß ihn selbst hören, man muß mit ihm leben. Deswegen ist es genug, daß die, welche mit ihm leben, in dem Vertrauen und in der Hochschätzung gegen ihn so ganz einig sind, daß alle Weiber ihn lieben, die immer nach dem Totaleindruck richten, und daß wir auf die Quellen seiner Bildung aufmerksam gemacht werden. Es ist bei diesem Character der Imagination des Lesers weit mehr überlassen, als bei den andern,

und mit dem vollkommensten Rechte; denn er ist ästhetisch, er muß also von dem Leser selbst producirt werden, aber nicht willkührlich, sondern nach Gesetzen, die Sie auch bestimmt genug gegeben haben. Nur seine Annäherung an das Ideal macht, daß diese Bestimmtheit der Züge nie zur Schärfe werden kann.

Jarno bleibt sich bis an's Ende gleich, und seine Wahl in Rücksicht auf Lydien setzt seinem Character die Krone auf. Wie gut haben Sie doch Ihre Weiber unterzubringen gewußt! — Charactere, wie Wilhelm, wie Lothario können nur glücklich seyn durch Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno kann es nur mit einem contrastirenden werden; dieser muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben.

Die gute Gräfin fährt bei der poetischen Wirthsrechnung nicht zum besten; aber auch hier haben Sie völlig der Natur gemäß gehandelt. Ein Character, wie dieser, kann nie auf sich selbst gestellt werden; es giebt keine Entwicklung für ihn, die ihm seine Ruhe und sein Wohlbefinden garantiren könnte; immer bleibt er in der Gewalt der Umstände, und daher ist eine Art negativen Zustandes alles, was für ihn geschehen kann. Das ist freilich für den Betrachter nicht erfreulich, aber es ist so, und der Künstler spricht hier blos

das Naturgesetz aus. Bei Gelegenheit der Gräfin muß ich bemerken, daß mir ihre Erscheinung im achten Buche nicht gehörig motivirt zu seyn scheint. Sie kommt zu der Entwicklung, aber nicht aus derselben. — Der Graf soutenirt seinen Character trefflich, und auch dieses muß ich loben, daß Sie ihn durch seine so gut getroffenen Einrichtungen im Hause an dem Unglück des Harfenspielers Schuld seyn lassen. Mit aller Liebe zur Ordnung müssen solche Pedanten immer nur Unordnung stiften.

Die Unart des kleinen Felix, aus der Flasche zu trinken, die nachher einen so wichtigen Erfolg herbeiführt, gehört auch zu den glücklichsten Ideen des Plans. Es giebt mehrere dieser Art im Roman, die insgesammt sehr schön erfunden sind. Sie knüpfen auf eine so simple und naturgemäße Art das Gleichgültige an das Bedeutende und umgekehrt, und verschmelzen die Nothwendigkeit mit dem Zufall.

Gar sehr habe ich mich über Werner's traurige Verwandlung gefreut. Ein solcher Philister konnte allenfalls durch die Jugend und durch seinen Umgang mit Wilhelm eine Zeitlang emporgetragen werden; sobald diese zwei Extreme von ihm weichen, fällt er, wie recht und billig, der Materie anheim, und muß endlich selber darüber erstaunen, wie weit er hinter seinem Freunde zu-

rück geblieben ist. Diese Figur ist auch deswegen so wohlthätig für das Ganze, weil sie den Realism, zu welchem Sie den Helden des Romans zurückführen, erklärt und veredelt. Jetzt steht er in einer schönen menschlichen Mitte da, gleich weit von der Phantasterei und der Philisterhaftigkeit, und indem Sie ihn von dem Gange zur ersten so glücklich heilen, haben Sie vor der letztern nicht weniger gewarnt.

Werner erinnert mich an einen wichtigen chronologischen Verstoß, den ich in dem Roman zu bemerken glaube. Ohne Zweifel ist es Ihre Meinung nicht, daß Mignon, wenn sie stirbt, ein und zwanzig Jahre, und Felix zu derselben Zeit zehn oder eilf Jahre alt seyn soll. Auch der blonde Friedrich sollte wohl bei seiner letzten Erscheinung noch nicht etliche zwanzig Jahre alt seyn u. s. f. Dennoch ist es wirklich so, denn von Wilhelms Engagement bei Serlo bis zu seiner Zurückkunft auf Lothario's Schloß sind wenigstens sechs Jahre verflossen. Werner, der im fünften Buche noch unverheirathet war, hat am Anfang des achten schon mehrere Jungen, die schreiben und rechnen, handeln und trödeln, und deren jedem er schon ein eignes Gewerb eingerichtet hat. Ich denke mir also den ersten zwischen dem fünften und sechsten, den zweiten zwischen dem vierten und fünften Jahre; und da er

sich doch auch nicht gleich nach des Vaters Tode hat trauen lassen, und die Kinder auch nicht gleich da waren, so kommen zwischen sechs und sieben Jahre heraus, die zwischen dem fünften und achten Buche verflossen seyn müssen.

Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er sagt sehr viel Wahres über die Idylle. *) Einiges scheint er mir nicht ganz so empfunden zu haben, wie ich's empfinde. So ist mir die treffliche Stelle:

»Ewig, sagte sie leise«

nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst versteht, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Dieses einzige Wort, an dieser Stelle, ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte, und nun stehen die zwei Liebenden so gegen einander, als wenn das Verhältniß schon Jahre lang existirt hätte. — Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen seyn, und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes, und so ist es

*) Alexis und Dora, in Goethe's Werken. Bd. 1. S. 295 u. f.

auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem für einander und an einander ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will, und strenge nimmt man es immer gern mit Ihnen.

238.

An Goethe.

Jena den 5. Juli 1796.

Jetzt, da ich das Ganze des Romans mehr im Auge habe, kann ich nicht genug sagen, wie glücklich der Character des Helden von Ihnen gewählt worden ist, wenn sich so etwas wählen ließe. Kein anderer hätte sich gut zu einem Träger der Begebenheiten geschickt, und wenn ich auch ganz davon abstrahire, daß nur an einem solchen Character das Problem aufgeworfen und aufgelöst werden konnte, so hätte schon zur bloßen Darstellung des Ganzen kein anderer so gut gepaßt. Nicht nur der Gegenstand verlangte ihn, auch der Leser brauchte ihn.

Sein Hang zum Reflectiren hält den Leser im raschesten Laufe der Handlung still, und nöthigt ihn, immer vor- und rückwärts zu sehen, und über alles, was sich ereignet, zu denken. Er sammelt, so zu sagen, den Geist, den Sinn, den innern

Gehalt von allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, spricht jedes Einzelne in einer allgemeinen Form aus, legt uns von allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch seinen eigenen Character erfüllt, erfüllt er zugleich auf's vollkommenste den Zweck des Ganzen.

Der Stand und die äußere Lage, aus der Sie ihn wählten, macht ihn dazu besonders geschickt. Eine gewisse Welt ist ihm nun ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während er beschäftigt ist, sich dieselbe zu assimiliren, führt er auch uns in das Innere desselben, und zeigt uns, was darin Reales für den Menschen enthalten ist. In ihm wohnt ein reines und moralisches Bild der Menschheit, an diesem prüft er jede äußere Erscheinung derselben, und indem von der einen Seite die Erfahrung seine schwankenden Ideen mehr bestimmen hilft, rectificirt eben diese Idee, diese innere Empfindung gegenseitig wieder die Erfahrung. Auf diese Art hilft Ihnen dieser Character wunderbar, in allen vorkommenden Fällen und Verhältnissen das rein Menschliche aufzufinden und zusammen zu lesen. Sein Gemüth ist zwar ein treuer, aber doch kein blos passiver Spiegel der Welt, und obgleich seine Phantasie auf sein Sehen Einfluß hat, so ist dieses doch nur idealistisch, nicht phantastisch, poetisch aber

nicht schwärmerisch; es liegt dabei keine Willkühr der spielenden Einbildungskraft, sondern eine schöne moralische Freiheit zum Grunde.

Ueberaus wahr und treffend schildert ihn seine Unzufriedenheit mit sich selbst, wenn er Therese'n seine Lebensgeschichte aufsetzt. Sein Werth liegt in seinem Gemüth, nicht in seinen Wirkungen, in seinem Streben, nicht in seinem Handeln. Daher muß ihm sein Leben, sobald er einem Andern davon Rechenschaft geben will, immer so gehaltleer vorkommen. Dagegen kann eine Therese und ähnliche Charactere ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen, immer durch ein äußeres Object documentiren. Daß Sie aber Therese'n einen Sinn, eine Gerechtigkeit für jene höhere Natur geben, ist wieder ein schöner und zarter Characterzug. In ihrer klaren Seele muß sich auch das, was sie nicht in sich hat, abspiegeln können. Dadurch erheben Sie sie auf einmal über alle jene bornirte Naturen, die über ihr dürftiges Selbst auch in der Vorstellung nicht heraus können. Daß endlich ein Gemüth wie Therese'ns an eine ihr selbst so fremde Vorstellungs- und Empfindungsweise glaubt, daß sie das Herz, welches derselben fähig ist, liebt und achtet, ist zugleich ein schöner Beweis für die objective Realität derselben, der jeden Leser dieser Stelle erfreuen muß.

Es hat mich auch in dem achten Buche sehr gefreut, daß Wilhelm anfängt, sich jenen imposanten Autoritäten, Jarno und dem Abbé gegenüber mehr zu fühlen. Auch dies ist ein Beweis, daß er seine Lehrjahre ziemlich zurück gelegt hat, und Jarno antwortet bei dieser Gelegenheit ganz aus meiner Seele: »Sie sind bitter, das ist recht schön und gut; wenn sie nur einmal erst recht böse werden, so wird es noch besser seyn.« — Ich gestehe, daß es mir ohne diesen Beweis von Selbstgefühl bei unserm Helden peinlich seyn würde, ihn mit dieser Classe so eng verbunden zu sehen, wie nachher durch die Verbindung mit Natalie'n geschieht. Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen sich selbst und seinen Stand, das er bei so vielen Gelegenheiten an den Tag legt, scheint er nicht ganz qualificirt zu seyn, in diesem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können, und selbst noch jetzt, da Sie ihn muthiger und selbstständiger zeigen, kann man sich einer gewissen Sorge um ihn nicht erwehren. Wird er den Bürger je vergessen können, und muß er das nicht, wenn sich sein Schicksal vollkommen schön entwickeln soll? Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergessen; er hat mir zu viel darüber reflectirt; er wird, was er einmal so bestimmt außer sich sah, nie vollkom-

men in sich hineinbringen können. Lothario's vornehmes Wesen wird ihn, so wie Natalie'ns doppelte Würde des Standes und des Herzens, immer in einer gewissen Inferiorität erhalten. Denke ich mir ihn zugleich als den Schwager des Grafen, der das Vornehme seines Standes auch durch gar nichts Aesthetisches mildert, vielmehr durch Pedanterie noch recht heraussetzt, so kann mir zuweilen bange für ihn werden.

Es ist übrigens schön, daß Sie, bei aller gebührenden Achtung für gewisse äußere positive Formen, sobald es auf etwas rein Menschliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückwiesen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Aber was ich für eine offenbare Schönheit halte, werden Sie schwerlich allgemein gebilligt sehen. Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der so gar nichts Sansculottisches hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drei Heirathen endigt, die alle drei Mißheirathen sind. Da ich an der Entwicklung selbst nichts anders wünsche, als es ist, und doch den wahren Geist des Werks auch in Kleinigkeiten und Zufälligkeiten nicht gerne verkannt sehe, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der falschen Beurtheilung nicht noch durch ein Paar Worte in Lothario's Munde zu begegnen

wäre. Ich sage in Lothario's Munde, denn dieser ist der aristokratische Character. Er findet bei den Lesern aus seiner Classe am meisten Glauben; bei ihm fällt die Mèsalliance auch am stärksten auf. Zugleich gäbe dieses eine Gelegenheit, die nicht so oft vorkommt, Lothario's vollendeten Character zu zeigen. Ich meine auch nicht, daß dieses bei der Gelegenheit selbst geschehen sollte, auf welche der Leser es anzuwenden hat; desto besser vielmehr, wenn es unabhängig von jeder Anwendung und nicht als Regel für einen einzelnen Fall, aus seiner Natur herausgesprochen wird.

Was Lothario betrifft, so könnte zwar gesagt werden, daß Theresens illegitime und bürgerliche Herkunft ein Familiengeheimniß sey. Aber desto schlimmer, dürften Einige sagen, so muß der die Welt hintergehen, um seinen Kindern die Vortheile seines Standes zuzuwenden. Sie werden selbst am besten wissen, wie viel oder wie wenig Rücksicht auf diese Armseligkeiten zu nehmen seyn möchte. — Für heute nichts weiter. Sie haben nun allerlei durch einander von mir gehört, und werden noch manches hören, wie ich voraussehe. Möchte etwas darunter seyn, was Ihnen dienlich ist!

239.

An Goethe.

Jena den 6. Juli 1796.

Ich wollte mich diesen Nachmittag mit Ihnen und dem Meister beschäftigen, aber ich habe keinen freien Augenblick gehabt, und mein Zimmer wurde nicht leer von Besuchen. Man spricht sehr viel von der Idylle *), und meint, daß sie Sachen enthalte, die noch gar nicht seyen von einem Sterblichen ausgesprochen worden. Trotz aller Entzückung darüber scandalisirte sich doch L... an dem Päckchen, das dem Helden nachgetragen würde, welches sie für einen großen Fleck an dem schönen Werke hält. Das Product sey so reich, und der Held führe sich doch wie ein armer Mann auf. Sie können denken, daß ich bei dieser Critik aus den Wolken fiel. Es war mir so neu, daß ich glaubte, sie spräche von einem andern Producte. Ich versicherte ihr aber, daß ich mich an einer solchen Art von Armuth nicht stieße, wenn nur der andere Reichthum da sey.

---

*) Alexis und Dora.

240.

An Goethe.

Jena den 8. Juli 1796.

Da Sie mir das achte Buch *) noch eine Woche lassen können, so will ich mich in meinen Bemerkungen vor der Hand besonders auf dieses Buch einschränken. Ist dann das Ganze einmal aus Ihren Händen in die weite Welt, so können wir uns mehr über die Form des Ganzen unterhalten, und Sie erweisen mir dann den Gegendienst, mein Urtheil zu rectificiren.

Vorzüglich sind es zwei Punkte, die ich Ihnen vor der gänzlichen Abschließung des Buchs noch empfehlen möchte. Der Roman, so wie er ist, nähert sich in mehrern Stücken der Epopöe, unter andern auch darin, daß er Maschinen hat, die in gewissem Sinne die Götter oder das regierende Schicksal darin vorstellen. Der Gegenstand forderte dieses.

Meisters Lehrjahre sind keine bloße blinde Wirkung der Natur, sie sind eine Art von Experiment. Ein verborgen wirkender höherer Verstand, die Mächte des Thurms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerksamkeit, und ohne die Natur in

*) Des Wilhelm Meister.

ihrem freien Gange zu stören, beobachten, leiten sie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er selbst keine Ahnung hat, noch haben darf. So leise und locker auch dieser Einfluß von außen ist, so ist er doch wirklich da, und zu Erreichung des poetischen Zwecks war er unentbehrlich. Lehrjahre sind ein Verhältnißbegriff, sie fordern ihr Correlatum, die Meisterschaft, und zwar muß die Idee von dieser letzten jene erst erklären und begründen. Nun kann aber diese Idee der Meisterschaft, die nur das Werk jener gereiften und vollendeten Erfahrung ist, den Helden des Romans nicht selbst leiten; sie kann und darf nicht als sein Zweck und sein Ziel vor ihm stehen, denn sobald er das Ziel sich dächte, so hätte er es eo ipso auch erreicht; sie muß also als Führerin hinter ihm stehen. Auf diese Art erhält das Ganze eine schöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte. Der Verstand findet also ein Geschäft ausgeführt, indeß die Einbildungskraft völlig ihre Freiheit behauptet.

Daß Sie aber auch selbst bei diesem Geschäft, diesem Zweck, dem einzigen in dem ganzen Roman, der wirklich ausgesprochen wird, selbst bei dieser geheimen Führung Wilhelms durch Jarno und den Abbé, alles Schwere und Strenge vermieden, und die Motive dazu eher aus einer Grille, einer Menschlichkeit, als aus moralischen

Quellen hergenommen haben, ist eine von den Ihnen eigensten Schönheiten. Der Begriff einer Maschinerie wird dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung davon bleibt, und alles bleibt, was die Form betrifft, in den Grenzen der Regel; nur das Resultat ist mehr, als die bloße sich selbst überlassene Natur hätte leisten können.

Bei dem allen aber hätte ich doch gewünscht, daß Sie das Bedeutende dieser Maschinerie, die nothwendige Beziehung derselben auf das innere Wesen, dem Leser ein wenig näher gelegt hätten. Dieser sollte doch immer klar in die Oekonomie des Ganzen blicken, wenn diese gleich den handelnden Personen verborgen bleiben muß. Viele Leser, fürcht' ich, werden in jenem geheimen Einfluß blos ein theatralisches Spiel und einen Kunstgriff zu finden glauben, um die Verwicklung zu vermehren, Ueberraschungen zu erregen u. d. gl. Das achte Buch giebt nun zwar einen historischen Aufschluß über die einzelnen Ereignisse, die durch jene Maschinerie gewirkt wurden, aber den ästhetischen Aufschluß über den innern Geist, über die poetische Nothwendigkeit jener Anstalten giebt es nicht befriedigend genug. Auch ich selbst habe mich erst bei dem zweiten und dritten Lesen davon überzeugen können.

Wenn ich überhaupt an dem Ganzen noch etwas auszustellen hätte, so wäre es dieses: »daß bei dem großen und tiefen Ernste, der in allem Einzelnen herrscht, und durch den es so mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu spielen scheint.« — Mir deucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben, als sich mit dem poetischen Ernste verträgt, daß Sie über dem gerechten Abscheu vor allem Schwerfälligen, Methodischen und Steifen sich dem andern Extrem genähert haben. Ich glaube zu bemerken, daß eine gewisse Condescendenz gegen die schwache Seite des Publikums Sie verleitet hat, einen mehr theatralischen Zweck und durch mehr theatralische Mittel, als bei einem Roman nöthig und billig ist, zu verfolgen.

Wenn je eine poetische Erzählung der Hülfe des Wunderbaren und Ueberraschenden entbehren kann, so ist es Ihr Roman; und gar leicht kann einem solchen Werke schaden, was ihm nicht nützt. Es kann geschehen, daß die Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Interesse des Lesers sich consumirt, Räthsel aufzulösen, da es auf den innern Geist concentrirt bleiben sollte. Es kann geschehen, sag' ich, und wissen wir nicht beide, daß es wirklich schon geschehen ist?

Es wäre also die Frage, ob jenem Fehler, wenn es einer ist, nicht noch im achten Buche zu begegnen wäre. Ohnehin träfe er nur die Darstellung der Idee; an der Idee selbst bleibt gar nichts zu wünschen übrig. Es wäre also blos nöthig, dem Leser dasjenige etwas bedeutender zu machen, was er bis jetzt zu frivol behandelte, und jene theatralischen Vorfälle, die er nur als ein Spiel der Imagination ansehen mochte, durch eine deutlicher ausgesprochene Beziehung auf den höchsten Ernst des Gedichts auch vor der Vernunft zu legitimiren, wie es wohl implicite, aber nicht explicite geschehen ist. Der Abbé scheint mir diesen Auftrag recht gut besorgen zu können, und er wird dadurch auch sich selbst mehr zu empfehlen Gelegenheit haben. Vielleicht wäre es nicht überflüssig, wenn noch im achten Buch der nähern Veranlassung erwähnt würde, die Wilhelm'en zu einem Gegenstande von des Abbé pädagogischen Planen machte. Diese Plane bekämen dadurch eine speciellere Beziehung, und Wilhelms Individuum würde für die Gesellschaft auch bedeutender erscheinen.

Sie haben in dem achten Buche verschiedene Winke hingeworfen, was Sie unter den Lehrjahren und unter der Meisterschaft gedacht wissen wollen. Da der Ideen-Inhalt eines Dichtwerks, vollends bei einem Publikum, wie das unsrige,

so vorzüglich in Betrachtung kommt, und oft das Einzige ist, dessen man sich nachher noch erinnert, so ist es von Bedeutung, daß Sie hier völlig begriffen werden. Die Winke sind sehr schön, nur nicht hinreichend scheinen sie mir. Sie wollten freilich den Leser mehr selbst finden lassen, als ihn geradezu belehren; aber eben weil Sie doch etwas heraussagen, so glaubt man, dieses sey nun auch alles, und so haben Sie Ihre Idee enger beschränkt, als wenn Sie es dem Leser ganz und gar überlassen hätten, sie herauszusuchen.

Wenn ich das Ziel, bei welchem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszusprechen hätte, so würde ich sagen: »er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen.« Die zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustande sind in dem Roman dargestellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen. Von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauspiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er — Theresen zu seiner Gattin wählt, hat er gleichsam den ganzen Kreis der Menschheit einseitig durchlaufen. Jene zwei Extreme sind die beiden höchsten Gegensätze,

deren ein Character, wie der seinige, nur fähig ist. Daß er nun unter der schönen und heitern Führung der Natur (durch Felix) von dem Idealischen zum Reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des Wirklichen übergeht, ohne doch dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem ersten strebenden Zustande Reales war, daß er Bestimmtheit erlangt, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren, daß er sich begrenzen lernt, aber in dieser Begrenzung selbst, durch die Form, wieder den Durchgang zum Unendlichen findet u. s. f. — dieses nenne ich die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre, und dazu scheinen sich mir alle Anstalten in dem Werk auf das vollkommenste zu vereinigen. Das schöne Naturverhältniß zu seinem Kinde und die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit garantiren diesen Zustand der geistigen Gesundheit, und wir sehen ihn, wir scheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führt.

Die Art nun, wie Sie sich über den Begriff der Lehrjahre und der Meisterschaft erklären, scheint beiden eine engere Grenze zu setzen. Sie verstehen unter den ersten blos den Irrthum, dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen muß; unter der zweiten die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes

Suchens, von der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens u. s. f. Aber läßt sich das ganze Leben Wilhelms, so wie es in dem Roman vor uns liegt, wirklich auch vollkommen unter diesem Begriffe fassen und erschöpfen? Wird durch diese Formel alles verständlich? Und kann er nun blos dadurch, daß sich das Vaterherz bei ihm erklärt, wie am Schluß des siebenten Buchs geschieht, losgesprochen werden? Was ich also hier wünschte, wäre dieses: daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff noch etwas klarer gemacht würde. Ich möchte sagen, die Fabel ist vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel ist vollkommen wahr; aber das Verhältniß der einen zu der andern springt noch nicht deutlich genug in die Augen. Ich weiß nicht, ob ich mich bei diesen beiden Erinnerungen recht habe verständlich machen können. Die Frage greift in's Ganze, und so ist es schwer, sie am Einzelnen gehörig darzulegen. Ein Wink ist aber hier auch schon genug.

Ehe Sie mir das Exemplar der Xenien senden, so haben Sie doch die Güte, darin gerade auszustreichen, was Sie herauswünschen, und zu unterstreichen, was Sie geändert wünschen. Ich kann dann eher meine Maßregeln nehmen, was noch zu thun ist. Möchte doch für die kleinen

lieblichen Gedichte, die Sie noch zum Almanach geben wollten, und zu dem in petto habenden Gedicht von Mignon noch Stimmung und Zeit sich finden! Der Glanz des Almanachs beruht eigentlich ganz auf Ihren Beiträgen. Ich lebe und webe jetzt wieder in der Critik, um mir den Meister recht klar zu machen, und kann nicht viel mehr für den Almanach thun.

241.

An Goethe.

Jena den 9. Juli 1796.

Es ist mir sehr lieb zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken über jene zwei Punkte habe klar machen können, und daß Sie Rücksicht darauf nehmen wollen. Das, was Sie Ihren realistischen Tic nennen, sollen Sie dabei gar nicht verleugnen. Auch das gehört zu Ihrer poetischen Individualität, und in den Grenzen von dieser müssen Sie ja bleiben; alle Schönheit in dem Werk muß Ihre Schönheit seyn. Es kommt also blos darauf an, aus dieser subjectiven Eigenheit einen objectiven Gewinn für das Werk zu ziehen, welches gewiß gelingt, sobald Sie wollen. Dem Inhalte nach muß in dem Werk alles lie-

gen, was zu seiner Erklärung nöthig ist, und der Form nach muß es nothwendig darin liegen, der innere Zusammenhang muß es mit sich bringen. Aber wie fest oder locker es zusammenhängen soll, darüber muß Ihre eigenste Natur entscheiden. Dem Leser würde es freilich bequemer seyn, wenn Sie selbst ihm die Momente, worauf es ankommt, blank und baar zuzählten, daß er sie nur in Empfang zu nehmen brauchte. Sicher aber hält es ihn bei dem Buche fester, und führt ihn öfter zu demselben zurück, wenn er sich selber helfen muß. Haben Sie also nun dafür gesorgt, daß er gewiß findet, wenn er mit gutem Willen und hellen Augen sucht, so ersparen Sie ihm ja das Suchen nicht. Das Resultat eines solchen Ganzen muß immer die eigene freie, nur nicht willkührliche Production des Lesers seyn; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entzieht.

Ich will, um es nicht zu vergessen, noch einige Erinnerungen hersetzen, worauf ich, in Rücksicht auf jene geheime Maschinerie, zu achten bitte.

1) Man wird wissen wollen, zu welchem Ende der Abbé oder sein Helfershelfer den Geist des alten Hamlet spielt.

2) Daß der Schleier mit dem Zettelchen: »Flieh, flieh u. s. w.« zweimal erwähnt wird, erregt Erwartungen, daß diese Erfindung zu keinem unbedeutenden Zwecke diene. Warum, möchte man fragen, treibt man Wilhelmen von der einen Seite von dem Theater, da man ihm doch von der andern zur Aufführung seines Lieblingsstücks und zu seinem Debût behülflich ist? Man erwartet auf diese zwei Fragen eine mehr specielle Antwort, als Jarno bis jetzt gegeben hat.

3) Möchte man auch wohl gerne wissen, ob der Abbé und seine Freunde vor der Erscheinung Werners im Schlosse schon gewußt, daß sie es bei dem Gutskauf mit einem so genauen Freunde und Verwandten zu thun haben? Ihrem Benehmen nach scheint es fast so, und so wundert man sich wieder über das Geheimniß, das sie Wilhelmen daraus gemacht haben.

4) Wäre doch zu wünschen, daß man die Quelle erführe, aus welcher der Abbé die Nachrichten von Theresens Abkunft schöpfte, besonders, da es doch etwas befremdet, daß dieser wichtige Umstand so genau dabei interessirten Personen und die sonst so gut bedient sind, bis auf den Moment, wo der

Dichter ihn braucht, hat ein Geheimniß bleiben können.

Es ist wohl ein bloßer Zufall, daß die zweite Hälfte des Lehrbriefs weggeblieben ist; aber ein geschickter Gebrauch des Zufalls bringt in der Kunst, wie im Leben, oft das Trefflichste hervor. Mir deucht, diese zweite Hälfte des Lehrbriefs könnte im achten Buch, an einer weit bedeutendern Stelle und mit ganz andern Vortheilen, nachgebracht werden. Die Ereignisse sind unterdessen vorwärts gerückt; Wilhelm selbst hat sich mehr entwickelt. Er sowohl, als der Leser, sind auf jene practischen Resultate über das Leben und den Lebensgebrauch weit besser vorbereitet; auch der Saal der Vergangenheit und Nataliens nähere Bekanntschaft können eine günstigere Stimmung herbeigeführt haben. Ich riethe deswegen sehr, jene Hälfte des Lehrbriefs ja nicht wegzulassen, sondern, wo möglich, den philosophischen Inhalt des Werks — deutlicher oder versteckter — darin niederzulegen. Ohnehin kann, bei einem Publikum, wie nun einmal das deutsche ist, zu Rechtfertigung einer Absicht, und hier namentlich noch zu Rechtfertigung des Titels, der vor dem Buche steht und jene Absicht deutlich ausspricht, nie zu viel geschehen.

Zu meiner nicht geringen Zufriedenheit habe ich in dem achten Buche auch ein Paar Zeilen

gefunden, die gegen die Metaphysik Fronte machen, und auf das speculative Bedürfniß im Menschen Beziehung haben. Nur etwas schmal und klein ist das Almosen ausgefallen, das Sie der armen Göttin reichen, und ich weiß nicht, ob man sie mit dieser kargen Gabe quittiren kann. Sie werden wohl wissen, von welcher Stelle ich hier rede, denn ich glaube es ihr anzusehen, daß sie mit vielem Bedacht darein gekommen ist.

Ich gestehe es, es ist etwas stark, in unserm speculativischen Zeitalter einen Roman von diesem Inhalt und von diesem weiten Umfange zu schreiben, worin »das Einzige, was Noth ist,« so leise abgeführt wird — einen so sentimentalischen Character, wie Wilhelm doch immer bleibt, seine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin vollenden zu lassen. Das Schlimmste ist, daß er sie wirklich in allem Ernste vollendet, welches von der Wichtigkeit jener Führerin eben nicht die beste Meinung erweckt.

Aber im Ernste — woher mag es kommen, daß Sie einen Menschen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfnisse zu stoßen, denen die Philosophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß dies nur der ästhetischen Richtung zuzuschreiben ist, die Sie in dem ganzen Roman genommen. Innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung regt sich kein Be-

dürfniß nach jenen Trostgründen, die aus der Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbstständigkeit, Unendlichkeit in sich; nur wenn sich das Sinnliche und Moralische im Menschen feindlich entgegen streben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe gesucht werden. Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten eben so gut auch hinzusetzen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Speculation sich dreht, geben einem sinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetischen Spiel, aber sie können nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden.

Das Einzige könnte man vielleicht noch dagegen erinnern, daß unser Freund jene ästhetische Freiheit noch nicht ganz besitzt, die ihn vollkommen sicher stellte, in gewisse Verlegenheiten nie zu gerathen, gewisser Hülfsmittel (der Speculation) nie zu bedürfen. Ihm fehlt es nicht an einem gewissen philosophischen Gange, der allen sentimentalen Naturen eigen ist, und käme er also einmal in's Speculative hinein, so möchte es bei diesem Mangel eines philosophischen Fundaments bedenklich um ihn stehen; denn nur die Philosophie kann das Philosophiren unschädlich machen;

ohne sie führt es unausbleiblich zum Mysticism. (Die Stiftsdame selbst ist ein Beweis dafür. Ein gewisser ästhetischer Mangel machte ihr die Speculation zum Bedürfniß, und sie verirrte zur Herrnhuterei, weil ihr die Philosophie nicht zu Hülfe kam; als Mann hätte sie vielleicht alle Irrgänge der Metaphysik durchwandert.)

Nun ergeht aber die Forderung an Sie (der Sie auch sonst überall ein so hohes Genüge gethan), Ihren Zögling mit vollkommener Selbstständigkeit, Sicherheit, Freiheit, und gleichsam architektonischer Festigkeit so hinzustellen, wie er ewig stehen kann, ohne einer äußern Stütze zu bedürfen; man will ihn also durch eine ästhetische Reife auch selbst über das Bedürfniß einer philosophischen Bildung, die er sich nicht gegeben hat, vollkommen hinweggesetzt sehen. Es fragt sich jetzt: ist er Realist genug, um nie nöthig zu haben, sich an der reinen Vernunft zu halten? Ist er es aber nicht — sollte für die Bedürfnisse eines Idealisten nicht etwas mehr gesorgt seyn?

Sie werden vielleicht denken, daß ich blos einen künstlichen Umweg nehme, um Sie doch in die Philosophie hinein zu treiben; aber was ich noch etwa vermisse, kann sicherlich auch in Ihrer Form gut abgethan werden. Mein Wunsch geht blos dahin, daß Sie die Materien quaestionis nicht umgehen, sondern ganz auf Ihre Weise

lösen möchten. Was bei Ihnen selbst alles speculative Wissen ersetzt, und alle Bedürfnisse dazu Ihnen fremd macht, wird auch bei Meister'n vollkommen genug seyn. Sie haben den Oheim schon sehr vieles sagen lassen, und auch Meister berührt den Punkt einigemal sehr glücklich; es wäre also nicht so gar viel mehr zu thun. Könnt' ich nur in Ihre Denkweise dasjenige einkleiden, was ich im Reich der Schatten *) und in den ästhetischen Briefen **), der meinigen gemäß, ausgesprochen habe, so wollten wir bald einig seyn.

Was Sie über Wilhelm's Aeußerliches Werner'n in den Mund gelegt, ist von ungemein guter Wirkung für das Ganze. Es ist mir eingefallen, ob Sie den Grafen, der am Ende des achten Buchs erscheint, nicht auch dazu nutzen könnten, Wilhelm'en zu völligen Ehren zu bringen. Wie, wenn der Graf, der Ceremonienmeister des Romans, ihn durch sein achtungsvolles Betragen und durch eine gewisse Art der Behandlung, die ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen

---

*) Das Ideal und das Leben, in Schiller's Werken Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.

**) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 235 u. f.

brauche, ihn auf einmal aus seinem Stande heraus in einen höhern stellte, und ihm dadurch auf gewisse Art den noch fehlenden Adel ertheilte? Gewiß, wenn selbst der Graf ihn distinguirte, so wäre das Werk gethan.

Ueber Wilhelms Benehmen im Saal der Vergangenheit, wenn er diesen zum erstenmal mit Natalien betritt, hab' ich noch eine Erinnerung zu machen. Er ist mir hier noch zu sehr der alte Wilhelm, der im Hause des Großvaters am liebsten bei dem kranken Königssohn verweilte, und den der Fremde, im ersten Buch, auf einem so unrechten Wege findet. Auch noch jetzt bleibt er fast ausschließend bei dem bloßen Stoff der Kunstwerke stehen, und poetisirt mir zu sehr damit. Wäre hier nicht der Ort gewesen, den Anfang einer glücklichen Krise bei ihm zu zeigen, ihn zwar nicht als Kenner, denn das ist unmöglich, aber doch als einen mehr objectiven Betrachter darzustellen, so daß etwa ein Freund, wie unser Meyer, Hoffnung von ihm fassen könnte?

Sie haben Jarno schon im siebenten Buche so glücklich dazu gebraucht, durch seine harte und trockne Manier eine Wahrheit heraus zu sagen, die den Helden, so wie den Leser, auf einmal um einen großen Schritt weiter bringt: ich meine die Stelle, wo er Wilhelmen das Talent zum Schauspieler rund weg abspricht. Nun ist mir

beigefallen, ob er ihm nicht in Rücksicht auf Theresen und Natalien einen ähnlichen Dienst mit gleich gutem Erfolg für das Ganze, leisten könnte. Jarno scheint mir der rechte Mann zu seyn, Wilhelmen zu sagen, daß Therese ihn nicht glücklich machen könnte, und ihm einen Wink zu geben, welcher weibliche Character für ihn tauge. Solche einzelne dürr gesprochene Worte, im rechten Moment gesagt, entbinden auf einmal den Leser von einer schweren Last, und wirken wie ein Blitz, der die ganze Scene erleuchtet.

Noch ein kleines Anliegen. Ich möchte gern Ihren Kopf vor den neuen Musenalmanach setzen, und habe heut an Bolt in Berlin geschrieben, ob er diese Arbeit noch übernehmen kann. Nun wünschte ich ihn aber lieber nach einem Gemälde, als nach Lipsens Kupferstich, und frage an, ob Sie sich entschliessen könnten, das Porträt von Meyer dazu herzugeben? Wollten Sie dieses nicht gern aus der Hand lassen, so erlaubten Sie mir doch, daß ich es copiren ließe, wenn sich in Weimar ein erträglicher Maler dazu findet.

242.

An Goethe.

Jena den 12. Juli 1796.

Daß ich Ihren Kopf nicht zu dem diesjährigen Almanach bekommen kann, thut mir sehr leid. Eine Verzierung müssen wir einmal haben, und das wäre doch die vernünftigste gewesen. Da ich unter den Lebendigen keinen andern Kopf mag, so werde ich das Portrait von Uz, der kürzlich gestorben ist *), zu bekommen suchen. Es giebt uns so ein Ansehen von Billigkeit und Honneteté, wenn wir einem aus der alten Zeit diese Ehre erweisen. Vielleicht können Sie mir durch Knebel dazu verhelfen. Ich bezahle gern, was ein Gemälde oder eine Zeichnung kosten kann.

---

*) Den 12. Mai 1796.

243.

An Goethe.

Jena den 23. Juli 1796.

In diesen letzten Tagen habe ich mich nicht wohl genug gefühlt, um über etwas, was uns interessirt, zu reden; auch heute enthalt' ich mich, denn der Kopf ist mir von einer schlaflosen Nacht zerstört.

Die politischen Dinge, denen ich so gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe. Die Franzosen sind in Stuttgart, wohin die Kaiserlichen sich anfangs geworfen haben sollen, so daß jene die Stadt beschießen mußten. Ich kann das aber nicht glauben, da Stuttgart kaum Mauern hat, und es keinem Menschen, der bei Sinnen ist, einfallen kann, sich auch nur drei Stunden darin halten zu wollen. Von meiner Familie hab' ich seit mehreren Wochen keine Nachricht. —

Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch, welches er wie Arndt's Paradiesgärtlein rettete, und besonders binden ließ. Er hält es in allem Ernst für eine Anempfehlung der Herrnhuterei, und hat sich sehr daran erbaut. — Von Bag-

gesen spuckt ein Epigramm auf meinen Musenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß, »nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde.« — Das Urtheil wenigstens sieht einem begossenen Hunde sehr ähnlich. Ich empfehle Ihnen diese beiden Avis zu bestem Gebrauche. Haben Sie die Güte, mir, was Sie noch von Xenien haben, zu senden, weil es jetzt mit dem Drucke sehr Ernst ist. — Mein voriger Musenalmanach ist in Wien verboten; wir haben also in Rücksicht auf den neuen um so weniger zu schonen.

244.

An Goethe.

Jena den 29. Juli 1796.

Für den Roman fürchte ich gar nichts. Das Wenige, was noch zu thun ist, hängt von ein paar glücklichen Aperçus ab, und im äußern Gedränge pflegt man oft die wunderbarsten Offenbarungen zu erhalten. — Meyer's Stimme aus Florenz hat mich recht erquickt und erfreut. Es ist eine Lust, ihn zu hören, mit welcher zar-

ten Empfänglichkeit er das Schöne aufnimmt, und bei einem so denkenden und analysirenden Geiste, wie der seinige, ist diese Rührungsfähigkeit, diese offene Hingebung eine unendlich schätzbare Eigenschaft. Seine Idee zu einem Bilde scheint mir überaus glücklich und malerisch zu seyn. —

Die Idylle ist abgedruckt, und ich werde den Probebogen nächstens schicken. Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität abgerechnet) hab' ich in ein Gedicht zusammengerückt, und die einzelnen Ueberschriften weggelassen. Dasselbe läßt sich im Kleinen auch noch bei einigen andern thun, und wird die Mannigfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust, die Newtoniana so zu ordnen.

245.

An Goethe.

Jena den 31. Juli 1796.

Sie können sich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee, ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich ge-

wesen. Aber seyen Sie versichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe. Zu einem Ganzen, so wie es auch von dem liberalsten Leser gefordert werden konnte, fehlte noch unübersehlich viel. Eine mühsame Redaction hat mich mit diesem Mangel gar sehr bekannt gemacht. Selbst wenn wir die zwei Monate ausschließend dazu hätten widmen können, würde weder der satyrische noch der andere Theil die nöthige Vollständigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr länger liegen zu lassen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs, noch wäre es der vielen Anspielungen auf das Neueste in der Literatur, welches nach einem Jahre sein Interesse verliert, zu wagen gewesen; und was dieser Rücksichten mehr sind, die ich Ihnen mündlich anführen will. Uebrigens ist uns diese Idee und Form noch gar nicht verloren, denn es ist noch so erstaunlich viel Stoff zurück, daß dasjenige, was wir aus den alten noch etwa hinzunehmen, darin verschwinden wird.

Ihren Namen nenne ich sparsam. Selbst bei denjenigen politischen, welche in einander greifen, und vor welchen man sich gefreut haben würde, ihn zu finden, hab' ich ihn weggelassen, weil man diese mit den andern, auf Reichardt gehenden, in Verbindung vermuthen könnte. Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen

Sie wohl selbst nicht, und Schlosser wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Seite in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde, und habe keine Schonung nöthig. Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann. Uebrigens erscheinen diese Odiosa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Hierseyn noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in den Dialog mit Shakspeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig, und lassen mir das Personal von fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann. —

Aus Schwaben sind seit acht Tagen keine Nachrichten mehr angelangt. Ich weiß nicht, wie es um meine Familie steht, noch wo sie sich jetzt aufhält. Aus Coburg wird heute geschrieben, daß die Franzosen in wenig Tagen darin einrücken würden. Der allerfurchtsamste Hypochondrist von der Welt, Herr ** schreibt dieses an seine Frau, die hier ist; es muß also wohl wahr seyn. Es ist gut, wenn man den Jenensern Zeit läßt, ihre

Furcht vor den Franzosen los zu werden, ehe man ihnen die Comödie zeigt. Es giebt gar gewissenhafte Leute hier, die bei einer so großen öffentlichen Calamität ein Vergnügen für unschicklich halten.

Da, wie ich höre, das Mannheimer Theater auf ein Jahr suspendirt ist, so werden Sie Iffland wohl wieder in Weimar haben können. Es wäre zu wünschen, daß sich das Weimarische Theater bei dieser Gelegenheit mit einer Schauspielerin recrutiren könnte. Mlle. Witthöft, oder wie sie jetzt heißt, würde wohl eine sehr gute Eroberung seyn. *)

246.

An Goethe.

Jena den 1. August 1796.

Nach langem Hin- und Herüberschwanken kommt jedes Ding endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den

*) Einige Bemerkungen Schiller's über diese Schauspielerin findet man in der Nachlese zu seinen sämmtlichen Werken. Zeitz 1835. S. 127.

Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen.

Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte, und mich bei der Redaction in große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theil des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr vieles von ihrer Bitterkeit. Der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor. Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen, und nicht, wie erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeich-

nung anthaten. Und so wären also die Xenien (wenn Sie meine Gedanken gut heißen) zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.

Und da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche blos Lehren enthalten, und gar Niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor, weil sich diese Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und, in Form und Gehalt, unverkennbar Ihren Stempel tragen.

247.

An Goethe.

Jena den 5. August 1796.

Matthisson ist heute hier durchgereist. Er kommt unmittelbar aus Italien über Triest und Wien. Seinen Versicherungen nach soll die Reise nach Italien nicht so bedenklich seyn. Er glaubt, der Weg von Triest nach Rom über Ancona sollte keine Schwierigkeit haben. Es ist ihm selbst auf

der Reise keine Unannehmlichkeit begegnet, und aufgehalten wurde er blos in Nürnberg, wo es an Pferden fehlte. W:nn es also binnen drei, vier Wochen entschieden würde, ob Sie für Haus und Heerd nichts zu fürchten haben, so wäre die Reise doch nicht aufzugeben. Auch Hirt hat Italien verlassen. Matthisson hat sich in Wien von demselben getrennt, doch sagt er, Hirt würde noch hieher kommen. Von Meyer'n wußte er nicht mehr zu erzählen, als wir wissen, und überhaupt hat er nicht viel Neues über die neuesten Ereignisse zu erzählen gehabt.

Ich sende Ihnen hier eine Anzahl ernsthafter Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemischt, in Einen Straus zusammen gebunden habe, damit doch auch in Absicht auf die ernsthaften Stücke, die Idee einiger beiderseitigen Vereinigung erfüllt werde.

248.

An Goethe.

Jena den 8. August 1796.

Ihre neue Entdeckung ist in der That wunderbar; sie scheint bedeutend und auf eine wichtige Spur zu führen. Sie erinnerte mich an die

schnelle und gewaltsame Entwicklung, welche in dem Herzen und den Lungen des neugebornen Thiers vorgeht. Daß der Schmetterling die Lichtseite so sehr vermeidet, ist auch etwas Merkwürdiges, und muß abermals auf den Einfluß des Lichts auf organische Naturen aufmerksam machen. Ich wünschte sehr, das Phänomen selbst zu sehen. Sie setzen diese Tage Ihre Versuche wahrscheinlich fort, und werden mir, wenn Sie hieher kommen, mehreres davon zu erzählen haben.

Hier wird allgemein erzählt, daß in Weissenfels eine Zusammenkunft zwischen dem Churfürsten von Sachsen, einigen Herzogen von Sachsen, ja selbst dem König von Preußen im Werke sey. Die Sachsen würden die Stadt Erfurt besetzen, und was des Gerüchtes mehr ist.

Schlegel's Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel. Humboldt hat eine große Reise nach dem nördlichen Deutschland bis auf die Insel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck besuchen, und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht recht begreifen, was ihm auf einmal ankam, sich dorthin in Bewegung zu setzen. —

Haben Sie nicht eine Schrift über die Herculanischen Entdeckungen? Ich bin gerade jetzt einiger Details darüber bedürftig, und bitte Sie

darum. Schon in Volckmann's Geschichte findet man, glaub' ich, Mehreres davon.

249.

An Goethe.

Jena den 11. August 1796.

Für den Volckmann und die übrigen Notizen dank' ich Ihnen auf's beste. Daß Sie nicht sogleich kommen können, ist mir recht verdrießlich. Ich hätte jetzt so gern mein Lämpchen bei Ihnen angezündet. In Absicht auf den Roman thun Sie sehr wohl, fremden Vorstellungen, die sich Ihrer Natur nicht leicht assimiliren lassen, keinen Raum zu geben. Hier ist alles aus Einem Stück; und selbst wenn eine kleine Lücke wäre, was noch immer nicht erwiesen ist, so ist es besser, sie bleibt auf Ihre Art, als daß sie durch eine fremde Art ausgefüllt wird.

250.

An Goethe.

Jena den 12. August 1796.

Wenn ich Ihre Idylle gegen die Epigramme im vorigen Jahr abrechne, so wird der diesjährige Almanach wohl den Preis davon tragen. Mit meinen Arbeiten darin bin ich viel besser zufrieden, als ich es mit denen im vorigen Jahr bin. Ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und an dem Vermögen selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen, die ich jetzt unter Händen habe, dringen mir diese Bemerkung auf.

251.

An Goethe.

Jena den 15. August 1796.

Endlich habe ich Briefe aus Schwaben, die mich zwar nicht viel unterrichten, aber im Ganzen doch beruhigen. — Meine Familie hat wenig von den Kriegsunruhen, desto mehr aber von den Krankheitsumständen meines Vaters gelitten, der

einem langsamen Tode auf einem sehr schmerzlichen Krankenlager entgegen schmachtet. Meine jüngste Schwester, von der ich Ihnen im vorigen März erzählt, ist schon im April gestorben, *) und meine zweite dem Tode mit Mühe entgangen.

252.

An den Hofrath Reinwald in Meinungen. **)

Jena den 19. September 1796.

Du erhältst hier Nachricht von der Auflösung des guten Vaters ***), die, so sehr sie auch erwartet, ja gewünscht werden mußte, uns Alle aufs innigste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei

---

*) Nach Schiller's eigenen Aeußerungen soll sie viel Neigung zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses, aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung für ein Mädchen misbilligte, scenenweise componirt und niedergeschrieben haben. Vergl. K. Ph. Conz: Einiges über Schiller, in der Zeitung f. d. elegante Welt. Januar 1823. Nr. 7. S. 53.

**) Schiller's Schwager.

***) Schiller's Vater war den 7. September 1796 gestorben.

dem Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Gedankens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Liebe noch bis an das Sterbebette des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Grenze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsre Privatangelegenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsre Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kind-

lichen Pflicht leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weise geschehen kann.

253.

An Goethe.

Jena den 14. October 1796.

Endlich hab' ich alle Speditionsarbeit mir vom Halse geschafft, um eine neue, wiewohl lustigere, zu beginnen. Ohne kleine Confusionen ist es freilich nicht abgegangen, doch sind sie zum Glück von keiner Bedeutung, und das Ganze ist doch glücklich beendet. Möchte nur nicht ganz weggeworfene Arbeit seyn, was wir körperlich und geistig daran gewendet haben. Doch so was belohnt sich zum Glück, wie das Kleidermachen, von selbst.

Gestern war Blumenbach hier und auch bei mir. Nach dem, was neulich von ihm gesprochen worden, wunderte ich mich nicht wenig, die Aeußerung von ihm zu hören: »er preise sich glücklich, daß er die Wissenschaft, an der er mit ganzer Seele hänge, als Beruf treiben dürfe.« Auch Lavater ist hier; ich hab' ihn aber nicht

gesehen. An Paulus, den er kürzlich etwas gröblich behandelte, schrieb er ein Billet und bittet um eine Zusammenkunft.

254.

An Goethe.

Jena den 16. October 1796.

Hier erfolgen endlich zwei Monatsstücke Horen; gestern wurden sie mir von Leipzig geschickt. — Sie müssen doch das neue Stück vom Journal Deutschland lesen. Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können. Wirklich, wir sollten es zu Tode hetzen, sonst ist keine Ruhe vor ihm. Gegen den Cellini hat er seinen bösen Willen ausgeübt, und um Sie zu chicaniren, die Stellen angepriesen, auch zum Theil extrahirt, die Sie ausgelassen haben u. s. w. Von dem Aufsatz der Stael spricht er mit großer Verachtung. — Mit Lavater'n hab' ich Sie vorgestern unnützerweise fürchten gemacht. Es ist sein Bruder gewesen, der hier war. Reichardt soll auch in Leipzig seyn; Niethammer und Paulus aber haben ihn nicht gesehen. Schlegel ist noch in Leipzig, wo sich die Herzen vermuthlich gegen einander ergießen werden.

255.

An Goethe.

Jena den 19. October 1796.

Mit dem heutigen Paket haben Sie mir eine recht unverhoffte Freude gemacht. Ich fiel auch gleich über das achte Buch des Meister her, und empfing auf's neue die ganze volle Ladung desselben. Es ist zum Erstaunen, wie sich der epische und philosophische Gehalt in demselben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein so schönes Ganze, und nach außen berührt sie das Unendliche, die Kunst und das Leben. In der That kann man von diesem Roman sagen: er ist nirgends beschränkt als durch die ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zusammen. Ich möchte ihn einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt.

Ihre Veränderungen finde ich zureichend, und vollkommen in dem Geist und Sinne des Ganzen. Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entstanden wäre, möchten Sie hie und da mit Einem Strich geleistet haben, was jetzt mit mehrern geschieht. Aber das kann wohl keinem fühlbar werden, der es zum erstenmal in seiner jetzigen Gestalt liest. Meine Grille, mit etwas

deutlicherer Pronunciation der Haupthandlung abgerechnet, wüßte ich in der That nichts mehr, was vermißt werden könnte. Stände indeß nicht Lehrjahre auf dem Titel, so würde ich den didactischen Theil in diesem achten Buche für fast überwiegend halten. Mehrere philosophische Gedanken haben jetzt offenbar an Klarheit und Faßlichkeit gewonnen. In der unmittelbaren Scene nach Mignon's Tode fehlt nun auch nichts mehr, was das Herz in diesem Augenblick fordern kann; nur hätte ich gewünscht, daß der Uebergang zu einem neuen Interesse mit einem neuen Capitel möchte bezeichnet worden seyn. Der Markese ist jetzt recht befriedigend eingeführt. Der Graf macht sich vortrefflich, Jarno und Lothario haben bei Gelegenheit der neuen Zusätze auch an Interesse gewonnen. Nehmen Sie nun zu der glücklichen Beendigung dieser großen Krise meinen Glückwunsch an, und lassen Sie uns bei diesem Anlaß horchen, was für ein Publikum wir haben. —

256.

An Goethe.

Jena den 23. October 1796.

Humboldt ist von unsrem Almanach nicht wenig überrascht worden, und hat recht darin geschwelgt. Auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sey zwar großes Reißen danach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Meisten kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine literarische Hetze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er einen großen Respect; aber eine Auseinandersetzung unsres beiderseitigen Eigenthums an diesen gemeinschaftlichen Productionen findet er sehr schwer. Von den Xenien schreibt er, daß sie sämmtlich Ihnen in die Schuhe geschoben würden, worin man in Berlin noch mehr

durch Hufeland bestärkt worden sey, der behauptet habe, alle von Ihrer Hand gelesen zu haben. — Sonst hab' ich neuerdings nichts von dem Almanach gehört, und denke, wir werden auch nur zu bald inne werden, wie wenig jetzt auf einen allgemeinen Sinn bei dem Publikum zu rechnen ist. —

Ihre Schweizerbriefe interessiren einen Jeden, der sie liest, und ich bin ordentlich froh, daß ich Ihnen diese habe abjagen können. Es ist auch wahr, sie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der sie flossen, und ohne ein kunstmäßiges Entstehen stellen sie sich recht natürlich und geschickt in ein Ganzes zusammen. — Der Beschluß des Meisters hat meine Schwägerin sehr gerührt, und ich finde auch hier meine Erwartung von dem, was den Haupteffect macht, bestätigt. Immer ist es doch das Pathetische, was die Seele zuerst in Anspruch nimmt; erst späterhin vereinigt sich das Gefühl zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon wird wahrscheinlich bei jedem ersten und auch zweiten Lesen die tiefste Furche zurücklassen; aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen seyn wird, wonach Sie strebten — diese pathetische Rührung in eine schöne aufzulösen.

Wie lieb ist mir's, daß Sie bald wieder auf einige Tage kommen wollen. Jetzt nachdem ich

die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Interesses so sehr. Zwar habe ich den Wallenstein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft. Die Jahreszeit drückt mich, wie Sie, und ich meine oft, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen.

257.

An Goethe.

Jena den 25. October 1796.

Nun mahnt es mich, für etwas zu sorgen, wodurch der zweite Jahrgang der Horen brillant geschlossen würde; denn von dem Erfolg des nächsten Abonnements scheint das fernere Schicksal der Horen abzuhängen. Noch seh' ich nichts vor mir, und von dem Himmel ist in diesen zwei Jahren so wenig gefallen, daß ich kein sonderliches Vertrauen zu diesen zufälligen Gaben habe. — Wenn Sie doch noch so ein Paket Briefe fänden, wie die aus der Schweiz; alle Redactionsarbeit nähm' ich Ihnen mit Freuden ab. —

Schlegel erzählt, daß der Herzog von Gotha über die Xenien sehr ungehalten sey, und zwar

wegen Schlichtegroll, den er sehr hoch halte. Auch hör' ich, daß sich Schütz, der Rezension unsers Almanachs wegen, nicht zu rathen und zu helfen weiß; ich glaub' es wohl.

258.

An Goethe.

Jena den 28. October 1796.

Unser Almanach soll in Berlin gewaltiges Aufsehen gemacht haben. Nicolai nennt ihn den Furien-Almanach. Zöllner und Biester sollen ganz entzückt darüber seyn. (Sie sehen, daß es uns mit Biester'n gelungen ist.) Dieser findet die Xenien noch viel zu mäßig geschrieben. Ein anderer meinte, jetzt wäre noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer, der Poet, meinte, wir hätten einander in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich hätte das Distichon: Wohlfeile Achtung! auf Sie gemacht! — Woltmann war gestern bei mir, und wollte wissen, daß Wieland von den Xenien gesagt habe: »er bedaure nur, daß ** darin gelobt sey, weil so viele andere ehrliche Leute mishandelt wären.« —

Endlich ist denn der erste gedruckte Angriff auf die Xenien geschehen, und wenn alle dem gleich sind, so haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieser Angriff steht in — dem Reichsanzeiger. Er besteht aus einem Distichon, wo aber der Pentameter — vor dem Hexameter steht. Sie können sich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hämisch gescholten. — Was Sie aber belustigen wird, ist ein Artikel in dem neuen Leipziger Intelligenzblatt, welches in Folio herauskommt. Hier hat ein ehrlicher Anonymus sich der Horen gegen Reichardt angenommen. Zwar sind beide nicht genannt, aber unverkennbar bezeichnet. Er rügt es sehr scharf, daß dieser Herausgeber von zwei Journalen das erste in dem andern unverschämt lobe, und gegen ein andres Journal einen schändlichen Neid blicken lasse. Vor jetzt wolle er es bei diesem Winke bewenden lassen; aber er droht, ihm hart zu Leibe zu rücken, wenn dieser Wink nichts fruchte.

259.

An Goethe.

Jena den 31. October 1796.

Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thal *), und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen dort begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und grünes Haus mit Stukkaturarbeit giebt es dort wohl auch.

Körner hat mir heute über Ihren Meister geschrieben. Ich lege seinen Brief bei; er wird Sie in Ihrer Einsamkeit nicht übel stimmen. — Von Leipzig hab' ich einen Brief, worin man meldet, daß die sämmtlichen Exemplare, welche ich vorräthig hingesandt, vergriffen seyen, und dringend um neue schreibt. — Ich habe deswegen heute an Cotta geschrieben, und ihn zu einer neuen Auflage ermuntert, die ich hier, sowohl des Risico als der lästigen Besorgung wegen, nicht gern veranstalten mag. Es ist seine Sache, er mag sich also rathen, und der Zeitgewinn von zwölf bis vierzehn Tagen ist so beträchtlich nicht.

Die **schen Epigramme sind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich gestehe doch, daß mir

---

*) Ilmenau.

diese Art, unsre Sache zu nehmen, gerade die allerfatalste ist. Es blickt nichts daraus hervor, als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn Jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es blos geduldet hätte; erst es dem Guten entgegen zu setzen, und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter: »Unser Wasser erfrischt u. s. w.« ist merkwürdig, und ganz erstaunlich expressiv für diese ganze Classe.

260.

An Goethe.

Jena den 2. November 1796.

Humboldt ist seit gestern hier. Wenig hätte gefehlt, so wäre er mit Reichardt hier angekommen; er hat ihm nur durch List entgehen können. Reichardt wird in vierzehn Tagen hier seyn; wie er sagt, um Friedrich Schlegel von hier weg nach Giebichenstein zu nehmen. Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden. Er soll sich bei den Xenien sehr sentimental be-

nehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so soll er sehr getröstet seyn, und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuch keineswegs sicher. Er glaube, bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach sehr gelobt gegen Humboldt. Sie haben also Ihre Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheint; er ist und bleibt vor der Welt Ihr Freund, wenigstens in seinen Augen, und wird sich auch wahrscheinlich jetzt mehr als je dafür auszugeben suchen. — In Halle soll Wolf, und besonders Eberhard mit den Xenien sehr zufrieden seyn, selbst Klein, der Verwandte Nicolai's. —

261.

An Goethe.

Jena den 13. November 1796.

Es ist mir ein rechter Trost, Sie wieder in unsrer Nähe zu wissen. Noch nie ist mir eine Trennung von Ihnen so lang vorgekommen, wie die jetzige, obgleich ich weniger als sonst mich allein befunden habe. Ich freue mich, wenn Sie mir Ihre neuen Entdeckungen für die Morpholo-

gie mittheilen; die poetische Stunde wird schon schlagen. — Hier ist in Ihrer Abwesenheit nichts Neues vorgefallen; auch aus der literarischen Welt hab' ich nichts in Erfahrung gebracht. Hier des Coadjutors *) Brief, die Xenien betreffend. Sie sehen daraus, daß man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt hat. —

Ich habe in dieser Zeit die Quellen zu meinem Wallenstein fleißig studirt, und in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können. —

262.

An Goethe.

Jena den 18. November 1796.

In Copenhagen ist man auf die Xenien ganz grimmig, wie mir die Schimmelmann heute

---

*) Dalberg.

schreibt, die zwar eine liberalere Sentimentalität hat, und — wenn sie nur könnte, gerne gerecht gegen uns wäre. Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unser Product seiner Natur nach würdigt; die es am besten mit uns meinen, bringen es nur bis zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Trost des Verführers.

Es ist zwar sehr gut, und für mich besonders, jetzt etwas Bedeutendes und Ernsthaftes in's Publikum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größte und Höchste, selbst für sentimentalische Leser, von Ihnen geleistet, noch ganz neuerdings im Meister und selbst im Almanach von Ihnen geleistet worden ist, ohne daß das Publikum seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden konnte, so hoffe ich in der That kaum, es jemals, durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes, zu einem bessern Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir, wenn ich hier von mir reden darf, wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publikum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu

setzen und zu erhalten. Ihnen kann es vollends gleichgültig seyn, und jetzt besonders, da trotz alles Geschwätzes der Geschmack der Bessern ganz offenbar eine solche Richtung nimmt, die zu der vollkommensten Anerkennung Ihres Verdienstes führen muß.

Hier leg' ich Ihnen einen weitläuftigen Brief von Körner über Meister bei, der sehr viel Schönes und Gutes enthält. — An den Almanach für das nächste Jahr wag' ich jetzt noch gar nicht zu denken, und alle meine Hoffnung ist nach Ihnen gewendet. Denn das sehe ich nun ein, daß der Wallenstein mir den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten kann, weil ich den widerspenstigsten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch so manche, selbst der gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem engen Daseyn heraus und auf eine große Bühne tritt, so muß ich, wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde, und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als mir

die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin; denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen; aber ich würde doch die Malthesér *) noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualificirt sind. —

263.

An Goethe.

Jena den 22. November 1796.

Sie haben vielleicht das neueste Stück vom Archiv der Zeit schon gesehen, wo ein Ausfall auf Sie vom alten Klopstock sich befindet. Es hat ihn verdrossen, daß Sie in Ihren Epigrammen vom vorigen Jahre sich beklagen, deutsch schreiben zu müssen, und er macht daher seinem

*) S. den Plan dieses Trauerspiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

Unwillen in einem Epigramm Luft, das freilich sehr kläglich ist. Dieses steht in einer Fortsetzung seiner grammatischen Gespräche und das Urtheil!! spricht:

> Goethe! Du dauerst dich, daß du mich schreibst? Wenn du mich kenntest,
> Wäre dies dir nicht Gram. Goethe, du dauerst mich auch!

Humboldt wird Ihnen auch von einer Rezension des jungen Schlegel's über Woldemar *), und von einem fulminenten grünen Brief Jacobi's über diese Rezension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Es steht auch schon etwas über unsre Xenien in diesem Briefe. — Wann werden wir Sie aber wieder einmal hier sehen? Ich sehne mich herzlich danach; es ist mir, als wenn mir etwas von dem Element fehlte, worin ich leben soll.

---

*) Von F. H. Jacobi.

264.

An Goethe.

Jena den 28. November 1796.

Von Ihrer freundlichen Einladung werde ich schwerlich Gebrauch machen können, da ich die miserable Jahrszeit und Witterung in allen Nerven spüre und mich nun eben so hinhalte. —

Mit dem Wallenstein geht es zwar jetzt sehr langsam, weil ich noch immer das Meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen ist. Aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen, und in die Form hab' ich manchen hellen und bestimmten Blick gethan. Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem, was ich in und vor mir habe, das auszurichten, was ich will und was ich soll. In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden seyn. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möcht' ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte gegen meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharacter, so wie die mei-

sten Nebencharactere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers. Blos für den nächsten, nach dem Hauptcharacter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen, als verlieren soll.

Was die dramatische Handlung, als die Hauptsache, anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödien-Oeconomie hinein begeben. Auch ist das Proton-Pseudos in der Catastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet hier aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat, als der Mensch, daß er zu Grunde geht. —

Humboldt's Erinnerungen gegen den Körner'schen Brief scheinen mir nicht unbedeutend, obgleich er, was den Character des Meister betrifft, auf der entgegengesetzten Seite zu weit zu gehen scheint. Körner hat diesen Character zu sehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in

jedem Roman u. s. w. einen Helden haben zu müssen, hat ihn verführt. Wilhelm Meister ist zwar die nothwendigste, aber nicht die wichtigste Person. Eben das gehört zu den Eigenthümlichkeiten Ihres Romans, daß er keine solche wichtigste Person hat und braucht. An ihm und um ihn geschieht alles, aber nicht eigentlich seinetwegen; aber weil die Dinge um ihn her die Energien, er Bildsamkeit darstellt und ausdrückt, so muß er ein ganz anderes Verhältniß zu den Mitcharacteren haben, als der Held in andern Romanen hat.

Hingegen finde ich Humboldt gegen diesen Character auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geschäft, das der Dichter sich in dem Roman aufgab, wirklich für geendet halten kann, wenn der Meister das besinnungslose und gehaltlose Geschöpf wäre, wofür er ihn erklärt. Wenn nicht wirklich die Menschheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meister hervorgerufen und in's Spiel gesetzt ist, so ist der Roman nicht fertig, und wenn Meister dazu überhaupt nicht fähig ist, so hätten Sie diesen Character nicht wählen dürfen. Freilich ist es für den Roman ein zarter und häkliger Umstand, daß er, in der Person des Meister, weder mit einer entschiedenen Individualität noch mit einer durchgeführten Idealität schließt, sondern mit einem

Mitteldinge zwischen beiden. Der Character ist individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er ist ideal, aber nur dem Vermögen nach. Er versagt uns sonach die nächste Befriedigung, die wir fordern (die Bestimmtheit), und verspricht uns eine höhere und höchste, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müssen. Komisch genug ist's, wie bei einem solchen Producte so viel Streit in den Urtheilen noch möglich ist.

265.

An Goethe.

Jena den 6. December 1796.

Ich habe einige Tage wieder durch schlechtes Schlafen beinahe ganz verloren, und mich dadurch in meiner Arbeit, die sonst ganz gut vorrückt, sehr unangenehm unterbrochen gesehn. Freilich reizt eine solche Beschäftigung, wie meine gegenwärtige, die empfindliche, kränkliche Natur stärker, eben weil sie den ganzen Menschen mehr und anhaltender bewegt. Vorgestern hatt' ich eine halbe Hoffnung, Sie vielleicht hier zu sehen. Die neue Verzögerung thut mir sehr leid. Wenn Sie alsdann auch nur länger bleiben können.

Das schmutzige Product gegen uns, dessen Verfasser M. Dyck in Leipzig seyn soll, ist mir schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffte, es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es ist doch blos in Deutschland möglich, daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zügel hielte; aber die Policei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. Das Unangenehmste bei der Sache ist, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben sey. Sonst sind übrigens diese Distichen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Product sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdistillirt werden, als es hier geschehen ist, und die ganze Dyck'sche Parthei sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können,

unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwiedern. —

Mit der Agnes von Lilien werden wir, scheint es, viel Glück machen; denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben sich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unsre großen hiesigen Kritiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß das Product von Ihnen sey? Ja, Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Character erschaffen, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Product noch mehr gestärkt habe. Einige scheinen ganz anders davon erbaut zu seyn, als von dem vierten Bande des Meister. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entschließen können, diese selige Illusion zu zerstören. *)

*) Der erwähnte Roman, zuerst in den Horen mitgetheilt, dann anonym zu Berlin 1798 in zwei Theilen gedruckt, war von Schiller's Schwägerin, Caroline v. Wolzogen.

266.

An Goethe.

Jena den 9. December 1796.

Dank Ihnen für das gestern Uebersendete. Die Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz giebt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst giebt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können.

Das Einzige geb' ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch ganz günstig ist? In den nächsten zwei, drei Monaten, fürcht' ich, kann bei dem Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenien zu seyn. Die vermeintliche Beleidigung ist noch zu frisch; wir scheinen im Tort zu seyn, und diese Gesinnung der Leser wird sie verhärten. Es kann aber nicht

fehlen, daß unsre Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, sich noch mehr in Nachtheil setzen, und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen. Alsdann denke ich würde die Elegie den Triumph erst vollkommen machen.

Wie wenig man seinen Köcher gegen uns noch erschöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatt, das der Hamburgischen neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überschickt worden ist, abermals ersehen. Die Verfahrungsart in dieser Repartie wäre nicht unklug ausgedacht, wenn sie nicht so ungeschickt wäre ausgeführt worden. — Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höhern und entferntern Vortheile solcher Zänkereien mit den Zeitgenossen sagen, mag wohl wahr seyn; aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei missen können. Bei Ihnen übrigens ist dies blos ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre so einzige, isolirt dastehende und energische Individualität fordert gleichsam diese Uebung; sonst aber wüßt' ich wahrlich Niemand, der seine Existenz in der Nachwelt weniger zu assecuriren brauchte. —

Möge die Muse mit ihren schönsten Gaben bei Ihnen seyn, und ihrem herrlichen Freunde seine Jugend recht lange bewahren! Ich bin noch immer in der Elegie; jedem, der nur irgend eine

Affinität zu Ihnen hat, wird Ihre Existenz, Ihr Individuum darin so nahe gebracht.

267.

An Goethe.

Jena den 12. December 1796.

Leider hab' ich durch Schlaflosigkeit und fatales Befinden wieder etliche schöne Tage für meine Geschäfte verloren. Dafür bin ich gestern über Diderot gerathen, der mich recht entzückt und meine innersten Gedanken bewegt hat. Fast jedes Dictum ist ein Lichtfunke, der die Geheimnisse der Kunst beleuchtet, und seine Bemerkungen sind so sehr aus dem Höchsten und aus dem Innersten der Kunst, daß sie auch alles, was nur damit verwandt ist, beherrschen, und eben so wohl Fingerzeige für den Dichter, als für den Maler sind. — Da ich zufällig an den Diderot zuerst gerathen, so bin ich noch nicht weiter in der Staelschen Schrift. Beide Werke sind mir aber jetzt ein rechtes Geistesbedürfniß, weil meine eigene Arbeit, in der ich lebe und ganz leben muß, meinen Kreis so sehr beschränkt.

Hier etwas von dem Neuesten über die Xenien. Ich werde, wenn der Streit vorbei ist,

Cotta vermögen, alles was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmacks ad Acta kann gelegt werden.

268.

An Goethe.

Jena den 18. December 1796.

Der December geht nach und nach vorbei, und Sie kommen nicht. Ich fürchte bald, daß wir einander vor dem sieben und neunzigsten Jahr nicht wieder sehen werden. Mich freut übrigens zu hören, daß Sie die Optica ernstlich vorgenommen; denn mir deucht, man kann diesen Triumph über die Widersacher nicht früh genug beschleunigen. Für mich selbst ist es mir angenehm, durch Ihre Ausführung in dieser Materie klar zu werden.

Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange, wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen sichern Blick über das Ganze bekommen, habe ich mich gehen lassen, und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur

Absicht hatte, viele Scenen im ersten Act gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger, und eins bringt das andere herbei.

Gegen den Dreikönigs-Tag, denk' ich, soll der erste Act, der auch bei weitem der längste wird, so weit fertig seyn, daß Sie ihn lesen können. Denn eh' ich mich weiter hinein wage, möcht' ich gerne wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet. Ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt so viele Stufen zwischen beiden. — Ich bin, nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt.

269.

An Goethe.

Jena den 25. December 1796.

Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte. Er will es blos mit mir zu thun haben, und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint mir's nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen in-

ſolenten Angriff nicht, wie Sie ſelber ſehen werden; die Replik muß ſchnell und entſcheidend ſeyn. Ich ſende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen ſo recht iſt. Sowohl Ihre Abreiſe, als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Reſolution dringend; daher bitt' ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie ſelbſt noch etwas thun, ſo wird es mir deſto lieber ſeyn, und ihm deſto ſicherer den Mund ſtopfen. —

Knebel war bei mir, und erzählte mir viel von den optiſchen Unterhaltungen mit Ihnen. Es freut mich, daß Ihre Mittheilung gegen ihn die Sache mehr in Bewegung brachte. Seine Idee, daß Sie das Ganze in einige Hauptmaſſen ordnen möchten, ſcheint mir nicht übel. Man würde ſo ſchneller zu beſtimmten Reſultaten geführt, da man bei einer künſtlichern Technik des Werks die Befriedigung erſt am Ende findet. Auf Ihre Vorrede bin ich jetzt ſehr begierig, und hoffe ſie noch vor Ihrer Abreiſe zu erhalten.

270.

An Goethe.

Jena den 11. Januar 1797.

Eben bekomme ich Ihren lieben Brief, der mich mit der Nachricht von Ihrer Zurückkunft *) herzlich erfreut. Diese Zeit Ihrer Abwesenheit von Jena währt mir unbeschreiblich lange. Wiewohl es mir gar nicht an Umgang fehlte, hat es mir doch gerade an der nöthigsten Stärkung bei meinem Geschäft gemangelt. Kommen Sie ja, sobald Sie können. Ich zwar habe nicht viel gesammelt, was ich mittheilen könnte; desto begieriger aber und bedürftiger werd' ich alles aufnehmen, was ich von Ihnen hören kann.

Unthätig bin ich gar nicht gewesen, wiewohl in diesen drückenden düstern Wintertagen Alles später reift, und die rechte Gestalt sich schwerer findet. Indessen, ich sehe doch in's Helle, und mein Stoff unterwirft sich mir immer mehr. Die erste Bedingung eines glücklichen Fortgangs meiner Arbeit ist eine leichtere Luft und Bewegung. Ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern, und mir, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus,

*) Von einer damaligen Reise nach Leipzig.

wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das ist mir jetzt ein dringendes Bedürfniß, und kann ich diesen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit Ihnen vereinigen, so sind vor der Hand meine Wünsche erfüllt. Ich denke wohl, daß es gehen wird. —

Die Reichardt'sche Sache hab' ich mir diese Zeit über aus dem Sinne geschlagen, weil ich mich darin mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie überfiel mich in einer zu engen Zimmerluft, und alles, was zu mir kommt, muß noch dazu beitragen, mir diese Widrigkeiten noch lastender zu machen. — Aber Wieland wird nun auch gegen die Xenien auftreten, wie Sie aus dem ersten Stück des Merkur ersehen werden. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es fragt sich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben.

271.

An Goethe.

Jena den 17. Januar 1797.

Ich mache eben Feierabend mit meinem Geschäft, und sage Ihnen noch einen guten Abend,

eh' ich die Feder weglege. Ihr letzter Besuch, so kurz er auch war, hat eine gewisse Stagnation bei mir gehoben, und meinen Muth erhöht. Sie haben mich durch Ihre Beschreibungen wieder in die Welt geführt, von der ich mich ganz abgetrennt fühlte. — Besonders aber freut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit. Ein neues schöneres Leben thut sich dadurch vor Ihnen auf, es wird sich auch mir, nicht nur in dem Werke, es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen, und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwicklungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war, und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, deucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese. —

Ihre kleine und große Idylle und auch neuerlich Ihre Elegie zeigen dieses, so wie die alten Elegien und Epigramme. Ich möchte aber von den frühern Werken vom Meister selber die Geschichte wissen. Es ist keine verlorne Arbeit, dasjenige aufzuschreiben, was Sie davon wissen. Man kann Sie ohne das nicht ganz kennen lernen. —

Fällt Ihnen etwas von der Lenzischen Verlassenschaft *) in die Hände, so erinnern Sie sich meiner. Wir müssen alles, was wir finden, für die Horen zusammenraffen. Bei Ihrem veränderten Plan für die Zukunft, können Sie vielleicht auch die italiänischen Papiere den Horen zu gut kommen lassen.

*) Der Dichter J. M. R. Lenz, ein Jugendfreund Goethe's, war den 24. Mai 1792 in Moskau gestorben.

272.

An C. G. Körner.

Jena im Januar 1797.

Noch immer liegt das unglückselige Werk *) formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte. Von dem Inhalte hab' ich fast nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. —

Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäft vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo

---

*) Wallenstein.

jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Crise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert.

Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der

Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.

273.

An Sophie la Roche. *)

Jena den 23. Januar 1797.

Ihr Brief, meine edle, vortreffliche Freundin, den ich heute erhielt, hat mir eine unbeschreibliche Freude gemacht. Sie haben mich also nicht ganz vergessen, ja, Sie sind so gut und lieb, daß Sie mich an dem schönen Eindruck wollen Theil nehmen lassen, den eins meiner Lieder auf Sie gemacht hat. **) Ich werde dieses Lied von nun

*) Geborne Gutermann, geb. 1731 zu Kaufbeuren, gest. 1807 zu Offenbach, als Wittwe des verstorbenen Churfürstl. Trierschen Geh. Raths und Kanzlers G. M. la Roche.

**) Die Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

an höher halten, und mit mehr Liebe daran hängen, da es mir eine so verehrte liebe Freundin zurückgiebt, und fähig gewesen ist, Ihre eigenen Empfindungen auszusprechen und die Trauer Ihres mütterlichen Herzens *) zu sanfter Wehmuth zu mildern. Wie wohlthätig sind doch die Musen! Sie wissen das schönste Band zwischen denen zu flechten, die sich ihrem Dienste weih'n, sie haben mir auch das schöne Herz einer Freundin gewonnen, für die ich lange ein fremdes Wesen war!

Meine Lotte dankt Ihnen auf's herzlichste für Ihr Andenken; sie hat sich Ihrer stets mit Liebe erinnert. Ich weiß, meine edle Freundin, daß Sie an unserm Glück aufrichtigen Antheil nehmen, und so erfreut es Sie gewiß zu hören, daß ich im stillen Kreis meiner Familie, mit meiner lieben Frau und zwei gesunden hoffnungsvollen Knaben, davon der älteste bald vier Jahr ist, mich recht glücklich fühle, und meine eigne schwache Gesundheit leicht verschmerze. — Erhalten Sie mir Ihr liebes Andenken, und glauben Sie, daß ich den Augenblick, der mich von der Fortdauer des Ihrigen versicherte, unter die angenehmsten meines Lebens rechne. Möge Freundschaft

*) Ueber den Tod ihres Sohnes Franz.

und Liebe um Sie geschäftig seyn, Ihr Leben zu erheitern und zu verschönern.

274.

An Goethe.

Jena den 24. Januar 1797.

Die paar heitern Tage haben mich wieder in die Luft gelockt, und mir wohlgethan. Mit der Arbeit geht's aber jetzt langsam, weil ich gerade in der schwersten Crise bin. Das seh' ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als bis ich über alles mit mir selbst im Reimen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Object übereinstimmend zu machen. Was ich Ihnen also vorlege, muß schon mein Ganzes seyn, ich meine just nicht mein ganzes Stück, sondern meine ganze Idee davon. Der radicale Unterschied unserer Naturen, in Rücksicht auf die Art, läßt überhaupt keine andere recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüber stellt. Im Einzelnen werd' ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie fester auf sich selbst ruhen, als ich;

aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können.

275.

An Goethe.

Jena den 27. Januar 1797.

Da Sie jetzt mit Farben beschäftigt sind, so will ich Ihnen noch eine Beobachtung mittheilen, die ich heute mit einem gelben Glase gemacht. Ich betrachtete damit die Gegenstände vor meinem Fenster, und hielt es so weit horizontal vor das Auge, daß es mir zu gleicher Zeit die Gegenstände unter demselben zeigte, und auf seiner Fläche den blauen Himmel abspiegelte, und so erschienen mir an den hochgelb gefärbten Gegenständen alle die Stellen hellpurpurfarbig, auf welche zugleich das Bild des blauen Himmels fiel, so daß es schien, als wenn die hochgelbe Farbe, mit der blauen des Himmels vermischt, jene Purpurfarbe hervorgebracht hätte. Nach der gewöhnlichen Erfahrung hätte aus dieser Mischung Grün entstehen sollen, und so sah auch der Himmel aus, sobald ich ihn durch das Glas betrachtete, und nicht blos darin abspiegelte. Daß aber in dem letztern Falle Purpur erschien, erklärte ich

mir daraus, daß ich bei der horizontalen Lage des Glases, durch die Breite desselben, also den dickern Theil sah, der schon in's Röthliche fiel. Denn ich durfte blos das Glas von der einen Seite zuhalten, und die Gegenstände als wie in einen Spiegel hineinfallen lassen, so war da ein reines Roth, wo vorher Gelb gewesen.

Ich sage Ihnen mit meiner Bemerkung schwerlich etwas Neues, indessen wünschte ich zu wissen, ob ich mir das Phänomen recht erklärte. Hienge es wirklich nur von der größern oder geringern Verdichtung des Gelben ab, um mit dem Blauen bald Purpur bald Grün hervorzubringen, so wäre die Reciprocität dieser zwei letztern Farben noch interessanter. —

Haben Sie gelesen, was Campe auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigentlich nur Sie an, und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau nur auf's neue bestätigt. Was das Archiv des Geschmacks und der Genius der Zeit zu Markte gebracht, haben Sie wohl schon gelesen, auch des Wandsbecker Boten klägliche Verse.

276.

An Goethe.

Jena den 31. Januar 1797.

Zu der guten Acquisition für die Oper *) wünsch' ich Glück, und was das epische Werk betrifft, **) so hoffe ich, Sie sind in gute Hände gefallen. Das Werk wird einen glänzenden Absatz haben, und bei solchen Schriften sollte der Verleger billig keinen Profit zu machen suchen, sondern sich mit der Ehre begnügen. Mit schlechten Büchern mag er reich werden. —

Weil doch von merkantilischen Dingen die Rede ist, so lassen Sie mich Ihnen eine Idee mittheilen, die mir jetzt sehr am Herzen liegt. Ich bin jetzt genöthigt, mich in der Wahl einer Wohnung zu beeilen, da ein Gartenhaus hier zu verkaufen ist, welches mir convenient wäre, wenn ich hier wohnen bleiben wollte. Da ich nothwendig auf einen Garten sehen muß, und die Gelegenheit so leicht nicht wieder kommen könnte, so müßte ich zugreifen.

---

*) Demoiselle Jagemann (die nachherige Frau v. Heigendorf) war damals bei der Weimarischen Bühne engagirt worden.

**) Hermann und Dorothea.

Nun sind aber verschiedene überwiegende Gründe da, warum ich doch lieber in Weimar wohnen möchte, und könnte ich dort eine Wohnung von derselben Art finden, so möchte ich es wohl vorziehen. Nach den Erkundigungen, die ich habe anstellen lassen, wird dies aber schwer halten. Da Sie neulich von Ihrem Gartenhause sprachen, und meinten, es habe Raum genug, so wünscht' ich zu wissen, ob Sie es vielleicht für eine längere Zeit entbehren, und es mir ordentlich vermiethen könnten. Es ist ja ohnehin Schade, daß es da steht, ohne sich zu verinteressiren, und mir wäre sehr damit geholfen. Wären Sie dazu nicht ungeneigt, und qualificirte sich das Haus in den wesentlichen Dingen, Sommers und Winters bewohnt zu werden, so würden wir über die Veränderungen, die noch nöthig wären, leicht mit einander einig werden können. Was den Garten betrifft, so stände ich für meine Leute, daß nichts verdorben werden sollte. Die Entfernung würde mich wenig abschrecken. Meiner Frau ist eine äußere Nothwendigkeit, sich in Bewegung zu setzen, sehr gesund, und was mich betrifft, so hoff' ich, nach einigen Versuchen in freier Luft, mir auch mehr zutrauen zu können. Vor der Hand wünschte ich nun blos zu wissen, ob Sie überhaupt nur zu einer solchen Disposition geneigt wären; das

Uebrige würde dann auf eine nähere Besichtigung ankommen.

277.

An Goethe.

Jena den 2. Februar 1797.

Mit der gestrigen Sendung haben Sie mich recht erquickt, denn ich bin noch nie so in der Noth gewesen, die Horen flott zu erhalten, als jetzt. Die Arbeit vom Maler Müller soll mir sehr lieb seyn; er ist sicher eine unerwartete und neue Figur, und es wird uns auch sehr helfen, wenn ein Streit in den Horen eröffnet wird. Die Lenziana, so weit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeug, aber die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise zu jetzigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse seyn, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben müssen.

Zu einem Nachfolger des Cellini wäre Vielleville wohl sehr brauchbar, nur müßte freilich nicht sowohl übersetzt als ausgezogen werden. Wenn Sie selbst sich nicht daran machen wollen,

und auch nichts andres Masse gebendes wissen, so will ich mich an den Vielleville machen, *) und bitte, mir ihn zu dem Ende zu senden.

Daß mein Plänchen auf Ihr Gartenhaus unausführbar ist, beklage ich sehr. Ich entschließe mich ungern, hier sitzen zu bleiben; denn wenn Humboldt erst fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft. Ich will mich doch noch erkundigen, ob das Gartenhaus des Geh. Rath Schmidt nicht verkäuflich ist; denn wäre es gleich in seinem jetzigen Zustande nicht bewohnbar, so könnte ich es doch, wenn es mein eigen wäre, in Stand richten lassen, welches ich auch bei dem Professor-Schmidtischen hier thun müßte.

278.

An Goethe.

Jena den 7. Februar 1797.

Sie haben mir in diesen letzten Botentagen einen solchen Reichthum von Sachen zugeschickt,

---

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vielleville, in den Horen vom J. 1797, und in Schiller's Werken. Bd. 7. S. 421 u. f.

daß ich mit dem Besichtigen noch gar nicht habe fertig werden können, besonders da mir von der einen Seite ein Garten, den ich im Handel habe, und von der andern eine Liebesscene in meinem zweiten Act *) den Kopf nach sehr verschiedenen Richtungen bewegen. —

Indessen habe ich mich gleich an das Maler-Müllersche Scriptum gemacht, welches, zwar in einer schwerfälligen und harten Sprache, sehr viel Vortreffliches enthält, und, nach den gehörigen Abänderungen im Styl, einen vorzüglich guten Beitrag zu den Horen abgeben wird. — In dem neuen Stück Cellini habe ich mich über den Guß des Perseus recht von Herzen gefreut. Die Belagerung von Troja und von Mantua kann keine größere Begebenheit seyn, und nicht pathetischer erzählt werden, als diese Geschichte. — Ueber das Epos, welches Sie mir mitgetheilt, werd' ich Ihnen mehr sagen können, wenn Sie kommen. Was ich bis jetzt darin gelesen, bestätigt mir sehr Ihr Urtheil. Es ist das Product einer lebhaften und vielbeweglichen Phantasie, aber diese Beweglichkeit geht auch so sehr bis zur Unart, daß schlechterdings alles schwimmt und davonfließt, ohne daß man etwas von bleibender Gestalt darin fassen könnte. Bei diesem durchaus

---

*) Des Wallenstein.

herrschenden Character der bloßen gefälligen Mannigfaltigkeit und des anmuthigen Spiels würd' ich auf einen weiblichen Verfasser gefallen seyn, wenn es mir zufällig in die Hände gerathen wäre. Es ist reich an Stoff, und scheint doch äußerst wenig Gehalt zu haben. Nun glaube ich aber, daß das, was ich Gehalt nenne, allein der Form fähig werden kann; was ich hier Stoff nenne, scheint mir schwer oder niemals damit verträglich zu seyn.

Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wieland'sche Oration gegen die Xenien gelesen. Was sagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß sie im Reichsanzeiger stände. — Von meiner Arbeit und Stimmung kann ich jetzt gerade wenig sagen, da ich in der Krise bin, und mein Bestes zusammen nehme, um sie gut zu überstehen. Insofern ist mir's lieb, daß die Ursache, die Sie abhielt, hieher zu kommen, gerathe diesen Monat trifft, wo ich am meisten nöthig habe, mich zu isoliren.

279.

An Goethe.

Jena den 9. Februar 1797.

Es ist mir dieser Tage der Brief von Meyer'n wieder in die Hände gefallen, worin er den ersten Theil seiner Reise bis Nürnberg beschreibt. Dieser Brief gefällt mir gar wohl, und wenn sich noch drei, vier andre daran schließen wollten, so wäre es ein angenehmer Beitrag für die Horen. — Ich habe jetzt ein zweites Gebot auf den Schmidtischen Garten gethan, 1150 Rthlr., und hoffe ihn um 1200 Rthlr. zu bekommen. Es ist vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus, und wird auch wohl noch ein hundert Thaler kosten, um nur im Sommer bewohnbar zu seyn. Aber diese Verbesserung meiner Existenz ist mir alles werth. Wenn ich erst im Besitz bin, und Sie hier sind, dann wollen wir Sie bitten, uns zu rathen und zu helfen. —

280.

An Goethe.

Jena den 17. Februar 1797.

Ich wünsche, daß Sie neulich wohl mögen angekommen seyn. Ihre Erscheinung war so kurz, ich habe mein Herz gar nicht ausleeren können. Aber es ist wirklich nothwendig, daß man einander, wenn es nicht auf länger seyn kann, manchmal nur auf einige Stunden sieht, um sich nicht fremder zu werden.

Jetzt wird meine Sehnsucht, Luft und Lebensart zu verändern, so laut und so dringend, daß ich es kaum mehr aushalten kann. Wenn ich mein Gartenhaus einmal besitze und keine große Kälte mehr nachkommt, so mache ich mich in vier Wochen hinaus. Eher komme ich auch mit meiner Arbeit nicht recht vorwärts, denn es ist mir, als könnt' ich in diesen verwünschten Wänden gar nichts mehr hervorbringen. —

Mein Schwager denkt mit Anfang des März zu kommen. Er befindet sich aber wegen seiner Wohnung in einiger Verlegenheit, weil diese erst nach Ostern frei wird, und wünschte doch gleich mit seiner Frau und dem Kinde zu kommen. Dürft' ich ihm in dem äußersten Falle, daß er kein Logis bis dahin finden könnte, Hoffnung ma=

chen, daß Sie ihm Ihr Gartenhaus auf die paar Wochen überlassen wollten? Ich würde ihm rathen, meine Schwägerin so lange hieher ziehen zu lassen, aber da kommt unglücklicherweise die Blatterninoculation in meinem und Humboldt's Hause dazwischen, welche in drei, vier Wochen vor sich gehen soll, und meine Schwägerin will ihr Kind jetzt nicht inoculiren lassen. Ich weiß also keinen andern Rath, und nehme daher meine Zuflucht zu Ihnen.

Wünschen Sie Ihren Almanach nicht auf dem Papier gedruckt zu sehen, worauf ich hier schreibe? Es ist viel wohlfeiler als Velin, und mir kommt es wirklich eben so schön vor. — Hermann und Dorothea müßten sich prächtig darauf ausnehmen.

281.

An Goethe.

Jena den 28. Februar 1797.

Wir beklagen Sie herzlich, daß Sie etwas so ganz Anderes hier gefunden haben, als Sie suchten. In solchen Umständen wünschte ich Ihnen meine Fertigkeit im Uebelbefinden, so würde Ihnen dieser Zustand weniger unerträglich seyn.

Es ist übrigens kein groß Compliment für die Elementarphilosophie, daß nur der Catarrh Sie zu einem so gründlichen Metaphysicus macht. Vielleicht kommen Sie in diesem Zustande der Erniedrigung und Zerknirschung dazu, Fichte's Aufsatz im Niethammer'schen Journal zu durchlesen; ich hab' ihn heute angesehen, und mit vielem Interesse gelesen.

Können wir Ihnen eine Bequemlichkeit verschaffen, so sagen Sie es uns ja. — Ich hoffe, wenn Sie sich morgen noch ruhig halten, und das Wetter gut bleibt, so sehen wir Sie übermorgen.

282.

An Goethe.

Jena den 3. März 1797.

Es freut mich herzlich, daß Loder's Kräuterthee, so übel er auch schmeckt, einen poetischen Humor und Lust zum Heldengedicht bei Ihnen geweckt hat. Ich bin, obgleich von keinem Catarrh gehindert, seit gestern nicht viel avancirt, weil mein Schlaf wieder sehr in Unordnung gewesen. Doch hoffe ich, meine zwei Piccolomini heute noch eine Strecke vorwärts zu bringen. —

283.

An Goethe.

Jena im März 1797.

Ich wünsche Ihnen einen fröhlichen Abend zu einem schönen, und wie ich nicht zweifle, fruchtbaren Tage. Der heitere Himmel an diesem Morgen hat Sie wahrscheinlich auch belebt und erfreut, aber Sie haben recht wohl gethan, noch nicht auszugehen.

Es konnte gar nicht fehlen, daß Ihr Gedicht idyllisch endigte, sobald man dieses Wort in seinem höchsten Gehalt nimmt. Die ganze Handlung war so unmittelbar an die einfache ländliche Natur angebaut, und die enge Beschränkung konnte, wie ich mir's denke, nur durch die Idylle ganz poetisch werden. Das, was man die Peripetie darin nennen muß, wird schon von weitem so zubereitet, daß es die ruhige Einheit des Tons am Ende durch keine starke Passion mehr stören kann. — Vielleicht sehen wir Sie morgen. Es ist mir, ob wir gleich nicht zusammen gekommen, doch eine freundliche Idee, Sie uns so nah und jetzt in so guten Händen zu wissen.

284.

An Goethe.

Jena den 4. April 1797.

Aus der bisherigen Abwechslung und Geselligkeit bin ich auf einmal in die größte Einsamkeit versetzt, und auf mich selbst zurückgeführt. Außer Ihnen und Humboldt hat mich auch alle weibliche Gesellschaft verlassen, und ich wende diese Stille dazu an, über meine tragisch-dramatischen Pflichten nachzudenken. Nebenher entwerfe ich ein detaillirtes Scenarium des ganzen Wallenstein, um mir die Uebersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern.

Ich finde, je mehr ich über mein eignes Geschäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze Cardo rei in der Kunst liegt, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen,

und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann.

Ich habe dieser Tage den Philoktet und die Trachinierinnen gelesen, und die letztern mit großem Wohlgefallen. Wie trefflich ist der ganze Zustand, das Empfinden, die Existenz der Dejanira gefaßt! wie ganz ist sie Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für diesen einzigen Fall passend ist dies Gemälde, und doch wie tief menschlich, wie ewig wahr und allgemein! Auch im Philoktet ist alles aus der Lage geschöpft, was sich nur daraus schöpfen ließ; und bei dieser Eigenthümlichkeit des Falles beruht doch alles wieder auf dem ewigen Grund der menschlichen Natur.

Es ist mir aufgefallen, daß die Charactere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakspear und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Oedip und in der Antigone blos die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Characteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponiren sich geschwinder, und ihre Züge sind per-

manenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloßen logischen Wesen eben so entgegengesetzt sind, als bloßen Individuen. —

Dieser Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herausspringen; am Ende war's aber blos ein Diplom der Academie der Wissenschaften. Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt, und seine Existenz in Andere eingreifen sieht. —

285.

An Goethe.

Jena den 7. April 1797.

Unter einigen cabbalistischen und astrologischen Werken, die ich mir aus der hiesigen Bibliothek habe geben lassen, hab' ich auch einen Dialog über die Liebe, aus dem Hebräischen in's Lateinische übersetzt, gefunden, der mich nicht nur sehr belustigt, sondern auch in meinen astrologischen Kenntnissen viel weiter gefördert hat. Die Vermischung der chemischen, mythologischen und astrologischen Dinge ist hier recht in's Große getrie-

ben, und liegt wirklich zum poetischen Gebrauche da. Einige verwundersam sinnreiche Vergleichungen der Planeten mit menschlichen Gliedmaßen lass' ich Ihnen herausschreiben. Man hat von dieser barocken Vorstellungsart keinen Begriff, bis man die Leute selbst hört. Indessen bin ich nicht ohne Hoffnung, diesem astrologischen Stoffe eine poetische Dignität zu geben.

Ueber die letzthin berührte Materie von Behandlung der Charactere freue ich mich, wenn wir wieder zusammen kommen, meine Begriffe mit Ihrer Hülfe noch recht in's Klare zu bringen. Die Sache ruht auf dem innersten Grunde der Kunst, und sicherlich können die Wahrnehmungen, welche man von den bildenden Künsten hernimmt, auch in der Poesie viel aufklären. Auch bei Shakspear ist es mir heute, wie ich den Julius Cäsar mit Schlegel'n durchging, recht merkwürdig gewesen, wie er das gemeine Volk mit einer so ungemeinen Großheit behandelt. Hier, bei der Darstellung des Volkscharacters, zwang ihn schon der Stoff, mehr ein poetisches Abstractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerst nah. Wenn man einen zu ängstlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer solchen Scene mitbringt, so muß einen die Masse und Menge mit ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wenig

embarrassiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakspear ein paar Figuren, ich möchte sagen, nur ein paar Stimmen aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten, und sie gelten das wirklich; so glücklich hat er gewählt.

Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst in's Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde leichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände, und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geschichte ist dieser Punkt von der größten Wichtigkeit, und ich weiß, wie viel der unbestimmte Begriff darüber mir schon zu schaffen gemacht hat.

286.

An Goethe.

Jena den 14. April 1797.

Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Mosis belustigen mich sehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges sobald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen zwanzig Jahren mit dem Neuen Testament Krieg gehabt. Ich muß

gestehen, daß ich in allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzigen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen spätern Ursprung.

Haben Sie schon von einer mechanischen Nachbildung von Malereien etwas gesehen? Mir ist ein solches Werk kürzlich aus Duisburg zugeschickt worden, eine Clio, nicht gar halb Lebensgröße, steingrau mit Oelfarbe auf hellem Grunde. Das Stück macht einen überaus gefälligen Effekt, und zu Zimmer-Decorationen würde eine solche Sammlung sehr taugen. Wenn das Stück mir geschenkt seyn sollte, was nicht ausdrücklich in dem Briefe steht, so wäre ich ganz wohl damit zufrieden. Ich kann mir aber von der Verfertigung keinen rechten Begriff machen.

Den Cellini erhielt ich vorgestern nicht früh genug, um ihn vor dem Absenden noch ganz durchlesen zu können; nur bis zur Hälfte bin ich gekommen, habe mich aber wieder recht daran ergötzt, besonders über die Wallfahrt, die er in seiner Freude über das gelungene und besungene Werk anstellt.

287.

An Goethe.

Jena den 18. April 1797.

In meinen Arbeiten bin ich noch immer nicht viel vorwärts gekommen. — Den Garten hoff' ich in vier Tagen beziehen zu können, und dann wird mein erstes Geschäft seyn, ehe ich weiter fortfahre, die poetische Fabel meines Wallenstein mit völliger Ausführlichkeit niederzuschreiben. Nur auf diese Art kann ich mich versichern, daß sie ein stetiges Ganzes, daß alles durchgängig bestimmt ist. So lange ich sie blos im Kopfe herumtrage, muß ich fürchten, daß Lücken übrig bleiben; die ordentliche Erzählung zwingt zur Rechenschaft. Diese detaillirte Erzählung lege ich Ihnen alsdann vor, so können wir darüber communiciren. —

Wie freue ich mich, in's Künftige jeden schönen Sonnenblick auch gleich im Freien genießen zu können. Vor einigen Tagen wagte ich mich zu Fuß und durch einen ziemlich großen Umweg in meinen Garten. —

288.

An Goethe.

Jena den 21. April 1797.

Es wird mir aus Allem, was Sie sagen, immer klarer, daß die Selbstständigkeit seiner Theile einen Hauptcharacter des epischen Gedichts ausmacht. Die bloße, aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters: er schildert uns blos das ruhige Daseyn und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkt seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchste Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unsrer Kräfte gegründet sind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragische Dichter unsre Gemüthsfreiheit, und indem er unsre Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, so vereinfacht er sich sein Geschäft um vieles, und setzt sich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil versetzt.

Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichts leuchtet mir ganz ein; doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer Epopöe weiß, daß jene Eigenschaft bei dieser fehlen soll. — Ihre weitern Resultate, besonders für das Drama, erwart' ich mit großer Begierde. Unterdessen werd' ich dem Gesagten reiflicher nachdenken.

289.

An Goethe.

Jena den 25. April 1797.

Daß die Forderung des Retardirens aus einem höhern epischen Gesetze erfolgt, dem auch wohl noch auf einem andern Wege Genüge geschehen kann, scheint mir außer Zweifel zu seyn. Auch glaube ich, es giebt zweierlei Arten zu retardiren, die eine liegt in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens, und diese, deucht mir, kann auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch bei einem Plan, wie der Ihrige ist, sehr gut statt finden.

Indessen möcht' ich jenes höhere epische Gesetz doch nicht ganz so aussprechen, wie Sie gethan haben. In der Formel: daß eigentlich nur

das Wie und nicht das Was in Betrachtung komme u. s. w., dünkt es mir viel zu allgemein, und auf alle pragmatischen Dichtungsarten ohne Unterschied anwendbar zu seyn. Wenn ich meinen Gedanken kurz darüber heraussagen soll, so ist er dieser. Beide, der Epiker und Dramatiker, stellen uns eine Handlung dar, nur daß diese bei dem Letztern der Zweck, bei Ersterem bloßes Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke ist. Aus diesem Grundsatz kann ich mir vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und directer fortschreiten muß, warum der epische bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser findet. Es folgt auch, wie mir deucht, daraus, daß der epische sich solcher Stoffe wohl thut zu enthalten, die den Affect, sey es der Neugierde oder der Theilnahme, schon für sich selbst stark erregen, wobei also die Handlung zu sehr als Zweck interessirt, um sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Ich gestehe, daß ich dieses Letztere bei Ihrem neuen Gedicht einigermaßen fürchte, obgleich ich Ihrer poetischen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf.

Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, scheint mir mehr der Komödie, als dem Epos eigen zu seyn; wenigstens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, weil dieses nicht

so recht episch ist. — Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldt'en damit auf dieselbe Art ergangen ist, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt hatten. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen, so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; alles, was Sie mir erzählten, schien mir nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu seyn, und wie ich nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Masse und ein Ganzes zu gehen zwingt, da doch einmal der Verstand der Held darin ist, der weit mehr unter sich als in sich faßt.

Uebrigens mag es mit der epischen Qualität Ihres neuen Gedichts bewandt seyn, wie es will, so wird es, gegen Ihren Hermann gehalten, immer eine andere Gattung seyn, und wäre also der Hermann ein reiner Ausdruck der epischen Gattung, und nicht blos einer epischen Species, so würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um so viel weniger episch wäre. Aber das wollten Sie ja eben wissen, ob der Her-

mann nur eine epische Art, oder die ganze Gattung darstelle, und wir stehen also wieder bei der Frage.

Ich würde Ihr neues Gedicht geradezu ein komisch=episches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen eingeschränkten und empirischen Begriff der Komödie und des komischen Heldengedichts ganz abstrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält sich ungefähr eben so zu der Komödie, wie der Hermann zu dem Trauerspiel: mit dem Unterschiede nämlich, daß dieser es mehr durch seinen Stoff thut, jenes mehr durch die Behandlung. Aber ich will erst Ihren Plan erwarten, um mehr darüber zu sagen.

290.

An Goethe.

Jena den 27. April 1797.

Was Sie den besten dramatischen Stoff nennen (wo nämlich die Exposition schon ein Theil der Entwicklung ist), das ist z. B. in den Zwillingen des Shakspeare geleistet. Ein ähnliches Beispiel ist von der Tragödie mir nicht bekannt, obgleich der Oedipus rex sich diesem Ideal ganz erstaunlich nähert. Aber ich kann mir solche dra=

matische Stoffe recht wohl denken, wo die Exposition auch gleich Fortschritt der Handlung ist. Gleich der Macbeth gehört darunter; ich kann auch die Räuber nennen.

Dem Epiker möcht' ich eine Exposition gar nicht einmal zugeben; wenigstens nicht in dem Sinne, wie die des Dramatikers ist. Da er uns nicht so auf das Ende zutreibt, wie dieser, so rücken Anfang und Ende in ihrer Dignität und Bedeutung weit näher an einander, und nicht weil sie zu etwas führt, sondern weil sie selber etwas ist, muß die Exposition uns interessiren. Ich glaube, daß man dem dramatischen Dichter hierin weit mehr nachsehen muß; eben weil er seinen Zweck in die Folge und an das Ende setzt, so darf man ihm erlauben, den Anfang mehr als Mittel zu behandeln. Er steht unter der Kathegorie der Causalität, der Epiker unter der Substantialität; dort kann und darf etwas als Ursache von etwas Andrem da seyn, hier muß alles sich selbst um seiner selbst willen geltend machen.

Ich danke Ihnen sehr für die Nachricht, die Sie mir von dem Duisburger Unternehmen gegeben haben; die ganze Erscheinung war mir so räthselhaft. Wenn es sonst thunlich wäre, so würde es mich sehr reizen, ein Zimmer mit solchen Figuren zu decoriren.

Morgen hoff' ich meinen Garten zu beziehen Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wiedersehen, als wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist, und nicht mehr wieder kommen kann; denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern.

291.

An Goethe.

Jena den 2. Mai 1797.

Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.

Das ist aber auch alles, was ich Ihnen heute schreiben kann, denn über den Arrangements ist mir der Kopf ganz wüst geworden. Morgen hoff'

ich endlich mit rechter Lust wieder an die Arbeit zu gehen und dabei zu beharren.

Wenn Sie mir den Text vom Don Juan auf einige Tage schicken wollten, würden Sie mir einen Gefallen erweisen. Ich habe die Idee, eine Ballade daraus zu machen, und da ich das Mährchen nur vom Hörensagen kenne, so möcht' ich doch wissen, wie es behandelt ist. — Herzlich freue ich mich darauf, bald wieder eine Zeitlang mit Ihnen zu verleben.

292.

An Goethe.

Jena den 5. Mai 1797.

Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht blos mit ihm, auch mit mir selbst. Es begegnet einem nicht oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfs und kalten Gesetzgebers den innern Frieden nicht verliert. Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sclavisch hängen oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das We-

sen, als um die äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich seyn, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Critiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakspeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen seyn, als die ganze französische Tragödie.

Indessen bin ich sehr froh, daß ich ihn nicht früher gelesen; er hätte mich um ein großes Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leistet. Man muß über die Grundbegriffe schon recht klar seyn, wenn man ihn mit Nutzen lesen will. Kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht schon vorläufig gut, so muß es gefährlich seyn, bei ihm Rath zu holen.

Ganz kann er aber sicherlich nie verstanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Ansicht des Trauerspiels beruht auf empirischen Gründen: er hat eine Masse vorgestellte Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr vor Augen haben. Aus dieser Erfahrung heraus raisonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Basis seines Urtheils. Nirgends beinahe geht er von dem Begriff, immer

nur von dem Factum der Kunst und des Dichters und der Repräsentation aus; und wenn seine Urtheile, dem Hauptwesen nach, ächte Kunstgesetze sind, so haben wir dieses dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten, oder ihre Gattung in einem individuellen Falle vorstellig machten.

Wenn man eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie jetzt einem neuern Aesthetiker mit Recht zugemuthet werden kann, bei ihm sucht, so wird man nicht nur getäuscht werden, sondern man wird auch über seine rhapsodische Manier und über die seltsame Durcheinanderwerfung der allgemeinen und der allerparticularsten Regeln, der logischen, prosodischen, rhetorischen und poetischen Sätze u. s. w. lachen müssen, wie z. B. wenn er bis zu den Vocalen und Consonanten zurückgeht. Denkt man sich aber, daß er eine individuelle Tragödie vor sich hatte, und sich um alle Momente befragte, die an ihr in Betrachtung kamen, so erklärt sich alles leicht, und man ist sehr zufrieden, daß man bei dieser Gelegenheit alle Elemente, aus welchen ein Dichtwerk zusammengesetzt wird, recapitulirt.

Ich wundere mich gar nicht darüber, daß er der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedicht giebt; denn so wie er es meint, obgleich er

sich nicht ganz unzweideutig ausdrückt, wird der eigentliche und objective poetische Werth der Epopöe nicht beeinträchtigt. Als Urtheiler und Aesthetiker muß er von derjenigen Kunstgattung am meisten satisfacirt seyn, welche in einer bleibenden Form ruht, und über welche ein Urtheil kann abgeschlossen werden. Nun ist dies offenbar der Fall bei dem Trauerspiel, so wie er es in Mustern vor sich hatte, indem das einfachere und bestimmtere Geschäft des dramatischen Dichters sich weit leichter begreifen und andeuten läßt, und eine vollkommenere Technik dem Verstande weis't, eben des kürzern Studiums und der geringern Breite wegen. Ueberdieß sieht man deutlich, daß seine Vorliebe für die Tragödie von einer klaren Einsicht in dieselbe herrührt, daß er von der Epopöe eigentlich nur die generisch-poetischen Gesetze kennt, die sie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die specifischen, wodurch sie sich ihr entgegensetzt. Deswegen konnte er auch sagen, daß die Epopöe in der Tragödie enthalten sey, und daß einer, der diese zu beurtheilen wisse, auch über jene absprechen könne; denn das allgemein Pragmatisch-Poetische der Epopöe ist freilich in der Tragödie enthalten.

Es sind viel scheinbare Widersprüche in dieser Abhandlung, die ihr aber in meinen Augen nur einen neuen hohen Werth geben; denn sie bestä-

tigen mir, daß das Ganze nur aus einzelnen Aperçus besteht, und daß keine theoretischen vorgefaßten Begriffe dabei im Spiele sind. Manches mag freilich auch dem Uebersetzer zuzuschreiben seyn. — Daß Aristoteles bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie er die Poesie und die Geschichte mit einander vergleicht, und jener eine größere Wahrheit als dieser zugesteht, das hat mich sehr von einem solchen Verstandesmenschen erfreut. Es ist auch sehr artig, wie er bemerkt, bei Gelegenheit dessen, was er von den Meinungen sagt, daß die Alten ihre Personen mit mehr Politik, die Neuern mit mehr Rhetorik haben sprechen lassen. Es ist gleichfalls recht gescheidt, was er zum Vortheil wahrer historischer Namen bei dramatischen Personen sagt. Daß er den Euripides so sehr begünstigte, wie man ihm sonst Schuld giebt, hab' ich ganz und gar nicht gefunden. Ueberhaupt finde ich, nachdem ich diese Poetik selbst gelesen, wie ungeheuer man ihn misverstanden hat.

Ich lege Ihnen hier einen Brief von Voß bei, der eben an mich in Einschluß gekommen ist. Er sendet mir auch eine hexametrische Uebersetzung von Ovids Phaeton für die Horen, die mir bei meiner großen Detresse sehr gelegen kommt.

Er selbst wird auf seiner Reise Weimar und Jena nicht besuchen.

Was die Charte zum Moses betrifft, so wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, den Lenzischen Aufsatz, den ich in das fünfte Horenstück einrücken lasse, dazu bestimmen, daß die Ausgabe für jene Charte davon bestritten wird. —

Gehört der Aristoteles Ihnen selbst? Wenn das nicht ist, so will ich ihn mir gleich kommen lassen, denn ich möchte mich nicht gern sobald von ihm trennen. — Der Don Juan folgt mit Dank zurück. Ich glaube wohl, das Sujet wird sich ganz gut zu einer Ballade qualificiren. — An die neue Lebensart hab' ich mich schon ganz gewöhnt, und bringe in Wind und Regen manche Stunde mit Spazierengehen im Garten zu, und befinde mich sehr wohl dabei.

293.

An Goethe.

Jena den 10. Mai 1797.

Die Uebersetzung aus Ovid, die mir Voß mitgeschickt, ist vortrefflich, mit der Bestimmtheit und auch mit der Leichtigkeit des Meisters. Schade nur, daß er sich durch die elenden Streitigkei-

ten abhalten läßt, hieher zu kommen. Daß er lieber bei seinem Reichardt in Giebichenstein liegt, als zu uns kommt, kann ich ihm doch kaum vergeben. Ich bin neugierig, auf welche Art Sie seine Uebersetzungsweise vertheidigen wollen, da hier der schlimme Fall ist, daß gerade das Vortreffliche daran studirt werden muß, und das Anstößige gleich auffällt.

Es sollte mir leid thun, wenn Sie Ihren Moses zurücklegten. Freilich ist es eine sonderbare Collision, in die er mit den italiänischen Dingen kommt, aber nach dem, was Sie mir schon davon sagten, hätten Sie, deucht mir, wenig mehr zu thun, als ihn zu dictiren. — Ich freue mich auf Ihre Ankunft. Hier im Freien werden wir noch einmal so gut unsre Angelegenheiten durchsprechen können.

294.

An Goethe.

Jena den 16. Mai 1797.

Es ist recht schön, daß Sie Ihr Gedicht, das hier angefangen wurde, auch hier vollenden. Die Judenstadt darf sich was darauf einbilden. Ich freue mich schon im Voraus, nicht auf das Ge-

dicht allein, auch auf die schöne Stimmung, in welche die Dichtung und die Vollendung Sie versetzen wird.

Dadurch daß Sie eine Woche später kommen, entgehen Sie einem großen Schmutz in meinem Hause; denn ich habe mich doch entschließen müssen, die Gartenseite des Hauses zu unterschwellen, welches heute angefangen worden. Bis jetzt hat mir eigentlich blos die Neuheit dieser Existenz den Aufenthalt im Garten reizend machen können, denn entweder war das Wetter nicht freundlich, oder das Bauwesen raubte mir die Ruhe. Es bekommt mir übrigens sehr wohl hier, und an die Arbeit gewöhn' ich mich auch wieder.—

Haben Sie die Schlegel'sche Critik von Schlosser'n gelesen? Sie ist zwar in ihrem Grundbegriff nicht unwahr, aber man sieht ihr doch die böse Absicht und die Parthei zu sehr an. Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes *) im Journal Deutschland recensirt habe, und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sey nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe meinte also, er müsse

---

*) Agnes von Lilien (von Caroline v. Wolzogen) Berlin 1798. 2 Bde.

dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt.

Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort. Ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so was gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal: Annalen der leidenden Menschheit, einen Aufsatz gegen die Xenien.

295.

An Goethe.

Jena den 23. Mai 1797.

Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dies ist so musterhaft schön und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet. Uebrigens belustigte es mich, diesem kleinen Stücke die Geistesatmosphäre anzumerken, in der Sie gerade leben mochten, denn es ist ordentlich recht senti-

mentalisch schön! Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht zu einem lustigen Abend, und möchte die schöne Muse, die bei Tage und wachend Sie begleitet, sich gefallen lassen, Ihnen Nachts in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit sich zuzugesellen.

296.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1797.

Seit Ihrer Entfernung habe ich schon einen Vorschmack der großen Einsamkeit, in die mich Ihre völlige Abreise versetzen wird. Glücklicherweise ist mir das Wetter jetzt günstig, und ich kann im Freien leben. Unterdessen beschäftigte mich der Vielleville *); doch hab' ich auch etwas Weniges poetisirt: ein kleines Nachstück zum Taucher, wozu ich durch eine Anecdote in St. Foy Essay sur Paris aufgemuntert wurde. — Ich sehe einer poetischen Thätigkeit jetzt mit rech-

---

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vielleville, in Schiller's Werken. Bd. 7. S. 421 u. f.

ter Lust entgegen, und hoffe in den zwei nächsten Monaten auch etwas zu Stande zu bringen. — Die Entscheidung, ob Sie weiter gehen werden, als nach der Schweiz, ist auch mir wichtig, und ich erwarte sie mit Ungeduld. Je mehr Verhältnissen ich jetzt abgestorben bin, einen desto größern Einfluß haben die wenigen auf meinen Zustand, und den entscheidendsten hat Ihre Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder Vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Practischen und besonders Poetischen eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich mir selbst überlassen so gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen, als am Anfang. —

297.

An Goethe.

Jena den 23. Juni 1797.

Ihr Entschluß, an den Faust zu gehen, ist mir in der That überraschend, besonders jetzt, da Sie sich zu einer Reise nach Italien gürten. Auch hab' ich es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu messen, und bin also im Voraus überzeugt, daß Ihr Genius sich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird.

Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzutheilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber so viel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel in's Grelle und Form=

lose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunft-Idee bequemen müssen.

Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen. Wenn Sie jetzt wirklich an den Faust gehen, so zweifle ich auch nicht mehr an seiner völligen Ausführung, welches mich sehr erfreut.

298.

An Goethe.

Jena den 26. Juni 1797.

Wenn ich Sie neulich recht verstanden habe, so haben Sie die Idee, Ihr neues episches Gedicht, die Jagd, in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich ein Wort darüber zu sagen, aber diese Idee leuchtet mir ein, und

ich glaube sogar, daß dies die Bedingung seyn wird, unter welcher allein dieses neue Gedicht neben Ihrem Hermann bestehen kann. Außerdem daß selbst der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunst geeignet ist, und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Concurrenz und Vergleichung aus; sie giebt dem Leser eben sowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Concert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich participirt es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eins wäre; es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Ueberraschenden mehr bedienen; und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch ist von den fürstlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedicht zu thun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reclamiren.

Den Faust hab' ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dies ist indeß sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lange man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

Zum Beispiel: es gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern.

In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Faust fühlt man dies sehr, aber man verweis't die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstande, und der Faust

vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.

Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch seinen Character, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen oder begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird.

299.

An Goethe.

Jena den 30. Juni 1797.

Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlnen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen, aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eignen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein

Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuen Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vorigen Arbeiten halte: denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt, *) und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie auf sich selber eingeschränkt, und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben.

Für die Horen hat mir unsre Dichterin Mereau jetzt ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, das mich wirklich überraschte. Es ist der Anfang

---

*) Späterhin ging Hölderlin (geb. 1770 zu Neislingen im Würtembergischen) nach der Schweiz und nach Frankreich, kehrte aber von da in völliger Geisteszerrüttung zurück, von der sich schon Spuren in seinem Roman: Hyperica (Tübingen 1797 bis 1799. 2 Theile) gezeigt hatten, und lebt seitdem in der genannten Stadt in dem Hause eines Tischlers in tiefster Abgeschiedenheit. Vergl. über ihn: Zeitgenossen. Dritte Reihe. Nr 8.

eines Romans in Briefen *), die mit weit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Simplicität geschrieben sind, als ich je von ihr erwartet hätte. Sie fängt darin an, sich von Fehlern frei zu machen, die ich an ihr für ganz unheilbar hielt, und wenn sie auf diesem guten Wege weiter fortgeht, so erleben wir noch was an ihr. Ich muß mich doch wirklich darüber wundern, wie unsre Weiber jetzt auf bloß dilettantischem Wege eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt.

Kennen Sie etwa einen gewissen Ahlwardt *), Rector in Anklam, durch Uebersetzungen des Callimachus? Er hat sich zu den Horen angeboten, und beruft sich auf Voß, der ihn an mich gewiesen. Er übersetzt aus alten und neuen Sprachen, und auch im Merkur 1795 soll Mehreres aus Euripides, Ovid und auch aus Camoens von ihm stehen. Wenn Sie Böttiger sehen, so seyen Sie doch so gütig, ihn nach jenem Subject zu fragen, und uns jene Merkurstücke durch ihn

---

*) Amanda und Eduard, späterhin (1803) zu Frankfurt a. M. in zwei Theilen gedruckt.

**) C. W. Ahlwardt, späterhin vorzüglich bekannt durch seine Uebersetzung des Ossian (Leipzig 1811. 3 Bde.), geb. 1750 zu Greifswalde, gest. daselbst 1830 als Professor der altclassischen Literatur.

zu verschaffen. Er bietet mir Hero und Leander und einige Uebersetzungen aus dem Englischen an; und es wäre mir lieb, wenn ich ihn brauchen könnte.

Ich wünschte, daß die zwei leidlich heitern Tage, die wir wieder genossen haben, bei Ihnen fruchtbarer gewesen seyn möchten, als bei mir. Meine Krämpfe regten sich seit einigen Tagen wieder stärker, und ließen mich nicht schlafen. Ich wollte an den Faust gehen, aber der Teufel in natura wollte den poetischen nicht aufkommen lassen.

Ich habe einige Reminiscenzen aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas Carver, und mir ist, als wenn sich diese Völkernatur in einem Liede artig darstellen ließe. Dazu müßt' ich aber jenen Carver noch einmal ansehen. Ich hatte ihn von Knebel, der aber, wie ich höre, fort ist. Vielleicht hat ihn Voigt, der mit Reisebeschreibungen reichlich versehen ist, und mir ihn wohl auf einen Botentag leiht.

300.

An Goethe.

Jena den 4. Juli 1797.

Hirt hat mich in diesen drei Tagen recht interessant beschäftigt, und mir manches zurückgelassen, worüber ich noch lange zu denken haben werde. Seine Urtheile, wenn sie auch etwas befangen sind, ruhen auf einer vielfältigen und fortgesetzten Anschauung, und sprechen in wenig Worten fruchtbare Resultate einer lebendigen Beobachtung und eines gründlichen Studiums aus. Mir deucht, daß er in der Hauptsache mit Ihnen und Meyer ziemlich einig ist, wenigstens kann man lange mit ihm über das Tiefste und Innerste sprechen, ohne auf eine Dissonanz zu stoßen, oder sich unverständlich zu seyn. Ich hätte gewünscht, der dritte Mann zu seyn, wenn Sie sich mit ihm über diese Gegenstände unterhalten, weil ich ein Gespräch über bildende Kunst aus eignem Mittel nicht lange unterhalten, wohl aber mit Nutzen zuhören kann.

Gegen Michel Ange ist er sehr eingenommen, und mir deucht, daß er ihn viel zu tief herabsetzt, wenn er ihm bloß einen Zeitwerth zugesteht. Indessen habe ich auch bei dem harten Urtheil über Michel Ange sein Raisonnement

sehr verständig gefunden, und zweifle blos an der richtigen Angabe des Factums, worauf er es gründet. — Uebrigens weiß ich noch nicht recht, was ich von Hirt eigentlich denken soll, und ob er bei einer längern Bekanntschaft die Probe halten würde. Vielleicht ist ihm manches nicht eigen, wodurch er jetzt in der That imponirt. Wenigstens scheint mir die Wärme und Lebhaftigkeit, mit der er manches darzustellen wußte, nicht so eigentlich in seiner Natur zu liegen.

Lassen Sie sich doch von ihm etwas vom Maler Müller erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Es ist kurzweilig genug, wie der Aufsatz in den Horen gegen Fernow entstanden ist. — Ich wünsche morgen von Ihnen zu hören, daß der Faust vorgerückt ist. Mir hat Hirt's Anwesenheit in diesen Tagen eine kleine Zerstreuung gemacht. Nur der Einfall mit dem Nordamerikanischen Liede ist ausgeführt worden. Ich lege das Liedchen bei, das der Veränderung wegen mit passiren mag. *)

---

*) S. das Gedicht: Nadowessische Todtenklage, in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 41 u. f.

301.

An Goethe.

Jena den 7. Juli 1797.

Es wäre, deucht mir, jetzt gerade der rechte Moment, daß die griechischen Kunstwerke von Seiten des Characteristischen beleuchtet und durchgegangen würden; denn allgemein herrscht noch immer der Winckelmannische und Lessingische Begriff, und unsere allerneuesten Aesthetiker, sowohl über Poesie als Plastik, lassen sich's recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Characteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Mir deucht, daß die neuern Analitiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben, daß man in der Entgegensetzung des Schönen gegen das Richtige und Treffende viel zu weit gegangen ist, und eine Absonderung, die blos der Philosoph macht, und die blos von einer Seite statthaft ist, viel zu grob genommen hat.

Viele, finde ich, fehlen wieder auf eine andere Art, daß sie den Begriff der Schönheit viel zu sehr auf den Inhalt der Kunstwerke als auf die Behandlung beziehen, und so müssen sie freilich

verlegen seyn, wenn sie den Vaticanischen Apoll und andere ähnliche, durch ihren Inhalt schon schöne Gestalten, mit dem Laokoon, mit einem Faun oder andern peinlichen oder ignobeln Repräsentationen unter Einer Idee von Schönheit begreifen sollen.

Es ist, wie Sie wissen, mit der Poesie derselbe Fall. Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem griechischen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen, und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle zu setzen.

Den Hirt'schen Aufsatz hätte ich recht gern in den Horen. Sie und Meyer würden dann, wenn der Weg einmal offen ist, den Faden um so bequemer aufnehmen können, und das Publikum auch schon mehr vorbereitet finden. Auch ich fände meine Rechnung dabei, wenn diese Materie über das Characteristische und Leidenschaftliche in den griechischen Kunstwerken recht zur Sprache käme, denn ich sehe voraus, daß mich die Untersuchungen über das griechische Trauerspiel, die

ich mir vorbehalten habe, auf den nämlichen Punkt führen werden. —

Ich habe jetzt überlegt, daß der musikalische Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig seyn muß, weil der Componist sonst nicht fertig wird. Deswegen bin ich an mein Glockengießerlied *) gegangen, und studire seit gestern in Krünitz'ens Encyclopädie, wo ich sehr viel profitire. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche, und eine große Masse zu verarbeiten ist. Ich hätte auch nicht übel Lust noch vier oder fünf Nadowessische Lieder nachfolgen zu lassen, um diese Natur, in die ich einmal hineingegangen, durch mehrere Zustände durchzuführen.

*) Das Lied von der Glocke. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

302.

An Goethe.

Jena den 10. Juli 1797.

Sie haben mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in Ihrem Aufsatze ausgesprochen, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll. In Rücksicht auf beides hab' ich sehr viel daraus gelernt.

Mündlich mehr darüber, denn ich denke ihn morgen selbst mitzubringen, wo ich, wenn nichts dazwischen kommt, nach drei Uhr bei Ihnen seyn werde. Im Fall ich nicht wohl bei Ihnen logiren könnte, bitte ich mir's am Thor durch ein Zettelchen wissen zu lassen, daß ich bei meinem Schwager anfahre. Meine Frau kommt mit, und wir denken bis Donnerstag zu bleiben.

Meyer's glückliche Ankunft in seiner Vaterstadt und die schnelle Verbesserung seiner Gesundheit haben mich herzlich gefreut. Auch die Gewißheit, für diesen Herbst und Winter wenigstens nicht so gar weit von Ihnen getrennt zu seyn, ist mir gar tröstlich.

303.

An Goethe.

Jena den 21. Juli 1797.

Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichthum in Bewegung setzen kann. Ein solches auf wechselseitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer frisch und lebendig bleiben, und gerade desto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird, und je mehr die Entgegensetzung sich verliert, welche bei so vielen Andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verstehen werden, wovon sich Rechenschaft geben läßt; und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.

Die schöne und die fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende, und gleich productiv gebrauche; und wie Sie in der Einleitung zum Laokoon sagen, daß in einem einzelnen Kunstwerk die Kunst ganz

liege, so glaube ich, muß man alles Allgemeine in der Kunst wieder in den besondersten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren soll. Und so hoffe ich, soll mein Wallenstein, und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.

Das Verlangen nach dieser Arbeit regt sich wieder stark in mir; denn es ist hier schon ein bestimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweist, und jeder Schritt ist hier schon bedeutender, statt daß ich bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen muß. Ich werde jetzt die Lieder zum Almanach zuerst fertig zu bringen suchen, weil mich die Componisten so sehr mahnen, dann mein Glück an den Kranichen *) versuchen, und mit dem September zur Tragödie zurückkehren. —

Die Nachrichten von Ihnen werden in die einfache Existenz, auf die ich jetzt eingeschränkt bin, einen fruchtbaren Wechsel bringen und außer dem Neuen, was Sie mir zuführen, auch das

---

*) Die Kraniche des Ibycus. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

Alte, was unter uns verhandelt worden, wieder in mir lebendig machen.

304.

An Heinrich Meyer. *)

Jena den 21. Juli 1797.

Herzlich heißen wir Sie willkommen auf deutschem Boden, lieber Freund. Die Sorge um Sie hat uns oft beunruhigt und innig freuen wir uns Ihrer zurückkehrenden Gesundheit. — Was wir trieben und wie es um uns stand, das erfuhren Sie von unserm Freunde. — Von ihm habe ich mit herzlichem Antheil vernommen, was Sie betrifft, wie trefflich Sie Ihre Zeit benutzten, und welche Schätze Sie für uns alle sammelten.

Auch wir waren indeß nicht unthätig, wie Sie wissen, und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel

*) Aus Stäfe bei Zürich gebürtig, Landschaftsmaler und Director der Zeichnungsschule zu Weimar, starb 1832 als Hofrath zu Jena.

seiner und unsrer ganzen neuern Kunst ist. Ich hab' es entstehen sehen, und mich fast eben so sehr über die Art und Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis' an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerndtet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. — Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Practik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, so kann der meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. — Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei

einem långern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde. Also bewegen Sie ihn auch schon deswegen, recht bald zurückzukommen, und das, was er zu Hause hat, nicht zu weit zu suchen.

Ich habe die angenehme Hoffnung, vielleicht Sie beide diesen Winter wieder in der Nähe zu wissen, und so das alte schöne Leben der Mittheilung wieder fortzusetzen. Meine Gesundheit hat sich zwar nicht viel gebessert, doch auch nicht verschlimmert, und das ist ein gutes Zeichen. Der Muth und die Lust sind geblieben, und der Uebergang von der Speculation zur Production hat mich erfrischt und verjüngt.

Auch Ihre Schülerin hab' ich unterdessen kennen lernen, und an ihrem Talent und angenehmen Wesen mich sehr erfreut. Sie denkt Ihrer mit lebhaftem Antheil, und ich hoffe, das poetische Talent, das sich zeither so schön bei ihr entwickelt hat, soll dem andern nicht geschadet haben.

305.

An Goethe.

Jena den 23. Juli 1797.

Das Warten bei schon geschnürtem Bündel ist ein höchst fataler Zustand, von dem ich Sie recht bald erlös't wünsche. Es ist gut, daß Sie gerade jetzt kleine Beschäftigungen und Spiele vor sich sehen, wozu eine unterbrochene und halbe Stimmung allenfalls hinreicht.

Humboldt schreibt mir, daß seine Frau wieder das Fieber habe. Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben. Ich sage Ihnen das zum Troste, wie jener Jude zum Shylock: Andere Leute haben auch Unglück.

Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückschickt, lege ich bei. An dem Nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei einer großen Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so directen Oppositionen seyn kann. — Den Zauberlehrling *) habe ich an meinen

---

*) S. dies Gedicht in Goethe's Werken (vollständige Ausgabe letzter Hand.) Bd. 1. S. 237 u. f.

Stuttgarter Componisten geschickt; mir deucht, daß er sich vortrefflich zu einer heitern Melodie qualificirt, da er in unaufhörlicher leidenschaftlicher Bewegung ist.

306.

An Goethe.

Jena den 24. Juli 1797.

Die Nachricht von Ihrem Uebelbefinden hat mich heute früh nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sehr unangenehm empfangen. Ich hoffe, dieser Brief findet Sie schon in der Besserung, wozu vielleicht die Ankunft des Herzogs das Ihrige beiträgt. Doch werden Sie unter diesen Umständen erst eine festere Gesundheit abwarten müssen. Hier sende ich Ihnen zu Ihrer Recreation ein ganz neues Opus zu, *) welches die deutsche Industrie auf eine ganz neue Weise documentirt. Solch eine Erscheinung der Nullität, Absurdität und Frechheit ist doch wirklich nur in den neuesten Zeiten unserer Literatur möglich, wo der schnelle Wechsel von Ideen und Formen das Mein und Dein nicht mehr zu bestimmen Zeit

---

*) Gustav der Dritte.

läßt. Ich habe unter andern ganze halbe Seiten lange Stellen aus meinen ästhetischen Abhandlungen, ohne Citation, hier abgedruckt gefunden, und mich nicht wenig verwundert, meine ipsissima verba mir aus dem königlichen Munde entgegenschallen zu hören.

Dafür hat sich auch in diesen Tagen ein neuer Poet gemeldet, der endlich einmal etwas Besseres verspricht. Er sitzt zu Friedberg bei Frankfurt, heißt Schmidt, und wie ich aus seinem ganzen Habitus schließe, muß er recht in der wilden Einsamkeit und vielleicht in einer niedern Condition leben. Aus einigen Proben, die ich beilege, werden Sie sehen, daß an dem Menschen etwas ist, und daß aus einer rauhen harten Sprache ächte tiefe Empfindung und ein gewisser Schwung des Geistes hervorblickt. Wenn dieser Halbwilde seine Sprache und den Vers recht in der Gewalt haben und sich eine äußere Anmuth zu einem innern Gehalte verschafft haben wird, so hoffe ich für die künftigen Almanache eine Acquisition an ihm zu machen. Wenn er Ihnen auch gefällt, so wäre die Frage, ob Sie ihm nicht, so wie unserm Hauptmann v. Steigentesch, in Frankfurt was an's Herz legen könnten. Ich breche für heute ab, denn die Feder fällt mir für Müdigkeit fast aus den Händen.

307.

An Goethe.

Jena den 28. Juli 1797.

In der Ungewißheit, ob dieser Brief Sie noch in Weimar findet, schreibe ich Ihnen nur ein paar Worte zum Abschiede. Es freut uns herzlich, Sie sobald wieder hergestellt und endlich im Besitz Ihres Wunsches zu sehen. Möge nun auch die Reise einen guten Fortgang haben, und Ihnen, wenn es an interessanten Bekanntschaften ja fehlte, durch die Musen verkürzt werden. Vielleicht fliegt aus Ihrem Reiseschiff eine schöne poetische Taube aus, wo nicht gar die Kraniche *) ihren Flug von Süden nach Norden nehmen. Diese ruhen noch immer bei mir ganz, und ich vermeide selbst daran zu denken, um Einiges Andere voraus zu schicken. Auch machen mir jetzt die Gedichte der Freunde und Freundinnen, die Ausgabe der Agnes von Lilien und die Ausrüstung der Horen viele und nicht erfreuliche Diversionen.

Schlegel'n hab' ich einige Anmerkungen über seinen Prometheus **) gemacht, worüber

*) Die Kraniche des Ibykus in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

**) S. dies Gedicht in A. W. Schlegel's Gedichten. Tübingen 1800. S. 72 u. f.

er sich in der Antwort, die ich beilege, weitläuftig, aber nicht sehr befriedigend erklärt hat. Indessen ich habe das Meinige gethan, und zu helfen war überhaupt nicht.

Ich habe meinem neuen Friedberger Poeten Schmidt und auch Hölderlin von Ihrer nahen Ankunft in Frankfurt Nachricht gegeben. Es kommt nun darauf an, ob die Leutchen sich Muth fassen werden, vor Sie zu kommen. Es wäre mir sehr lieb, und auch Ihnen würden die poetischen Gestalten in dem prosaischen Frankfurt vielleicht nicht unwillkommen seyn.

308.

An Goethe.

Jena den 7. August 1797.

Wir sind recht verlangend zu erfahren, wie Ihre Reise abgelaufen ist. Die drückende Hitze am Tage und die fast unaufhörlichen Gewitter des Nachts haben uns viel Sorge um Sie gemacht, denn es war hier kaum zum Aushalten, und ich habe mich seitdem noch nicht erholt, so heftig hat es meine Nerven angegriffen. Ich kann Ihnen darum auch heut wenig sagen, denn ich fange kaum an, mich von starken Fieberbewegun-

gen frei zu fühlen, die ich schon seit acht Tagen spüre, und ich fürchtete wirklich schon in eine ernstliche Krankheit zu fallen.

Zeller *) schickte mir dieser Tage die Melodien zu Ihrer Bejadere **) und zum Lied an Mignon. ***) Das letztere gefällt mir besonders. Die Melodie zur Ballade paßt freilich nicht gleich gut zu allen Strophen, aber bei *einigen*, wie bei der drittletzten, macht sich der Chor: »wir tragen die Jugend u. s. w.« sehr gut. Ich lege die Melodien bei, wenn Sie in Frankfurt ein paar schöne Stimmen fänden, die sie Ihnen vortragen können.

Herder hat mir nun auch unsre Balladen, die ich ihm communicirt hatte, zurückgeschickt. Was für Eindruck sie aber gemacht haben, kann ich aus seinem Briefe nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher †) blos einen gewissen Nicolaus Pesce, der die-

---

*) C. F. Zeller, geb. 1758 zu Berlin, gest. daselbst 1832 als Professor und Director der dortigen Singacademie.

**) Der Gott und die Bejadere, in Goethe's Werken. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 251 u. f.

***) S. a. a. O. S. 177 u. f.

†) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 95 u. f.

selbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unvermuthet in Concurrenz gesetzt werde? Uebrigens haben wir von Herder'n wirklich nichts für den diesjährigen Almanach zu hoffen; er klagt über seine Armuth, versichert aber, daß er andern Reichthum nur desto mehr schätze.

Ich habe in diesen Tagen Diderot sur la peinture wieder vorgeholt, um mich in der belebenden Gesellschaft dieses Geistes wieder zu stärken. Mir kommt vor, daß es Diderot ergeht wie vielen Andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. Er sieht mir bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Zustande und in seiner Darstellung. Immer muß ihm das schöne Kunstwerk zu etwas anderem dienen. Und da das wahrhaft Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen nothwendig verbessert, so sucht er diesen Effect der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand oder für die moralische Empfindung. Ich glaube, es ist einer von den Vortheilen unserer neuen Philosophie, daß wir eine reine Formel haben, um die subjective

Wirkung des Aesthetischen auszusprechen, ohne seinen Character zu zerstören.

309.

An Goethe.

Jena den 17. August 1797.

Die Vorstellung, welche Sie mir von Frankfurt und großen Städten überhaupt geben, ist nicht tröstlich, weder für den Poeten, noch für den Philosophen; aber ihre Wahrheit leuchtet ein, und da es einmal ein festgesetzter Punkt ist, daß man nur für sich selber philosophirt und dichtet, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Im Gegentheil, es bestärkt einen auf dem eingeschlagenen guten Wege, und schneidet jede Versuchung ab, die Poesie zu etwas Aeußerem zu gebrauchen.

So viel ist auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im Ganzen genommen, durch die Poesie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir deucht, wo das eine nicht zu erreichen ist, da muß man das andere einschlagen. Man muß sie incommodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein

Gespenst, muß die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respect vor dem Poeten. Ich habe auch diesen Respect nirgends größer gefunden, als bei dieser Menschenclasse, obgleich auch nirgends so unfruchtbar und ohne Neigung. Etwas ist in allen, was für den Poeten spricht, und Sie mögen ein noch so ungläubiger Realist seyn, so müssen Sie mir doch zugeben, daß dieses X der Same des Idealismus ist, und daß dieser allein noch verhindert, daß das wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zerstört. Freilich ist es wahr, daß die eigentliche schöne und ästhetische Stimmung dadurch noch lange nicht gefördert, daß sie vielmehr gar oft dadurch verhindert wird, so wie die Freiheit durch die moralischen Tendenzen. Aber es ist schon viel gewonnen, daß ein Ausgang aus der Empirie geöffnet ist.

Mit meinem Protegé, Herrn Schmidt hab' ich freilich wenig Ehre eingelegt, wie ich sehe; aber ich will so lange das Beste hoffen, bis ich nicht mehr kann. Ich bin einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere Leute etwas taugen, und ob aus ihnen was werden kann; daher werd' ich diese Hölderlin und Schmidt so spät als möglich aufgeben.

— Herr Schmidt, so wie er jetzt ist, ist freilich nur die entgegengesetzte Carricatur von der Frankfurter empirischen Welt, und so wie diese nicht Zeit hat, in sich hineinzugehen, so kann dieser und seines Gleichen gar nicht aus sich selbst herausgehen. Hier, möcht' ich sagen, sehen wir Empfindung genug, aber keinen Gegenstand dazu; dort den nackten leeren Gegenstand ohne Empfindung. Und so sind überall nur die Materialien zum Menschen da, wie der Poet ihn braucht, aber sie sind zerstreut, und haben sich nicht vergriffen.

Ich möchte wissen, ob diese Schmidt, diese Richter, diese Hölderlin absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einsylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitiverem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben gegen ihren idealischen Hang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt, das Letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so deucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht.

Es ist gewiß eine sehr wahre Bemerkung, die Sie machen, daß ein gewisser Ernst und Innigkeit, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit bei

denen, die aus einem gewissen Stande zu der Poesie u. s. w. kommen, angetroffen wird. Ernst und Innigkeit sind die nothwendige natürliche Folge, wenn eine Neigung und Beschäftigung Widerspruch findet, wenn man isolirt und auf sich selbst reducirt ist, und der Kaufmannssohn, der Gedichte macht, muß schon einer größern Innigkeit fähig seyn, wenn er überall nur auf so etwas verfallen soll. Aber eben so natürlich ist es, daß er sich mehr zu der moralischen als ästhetischen Seite wendet, weil er mit leidenschaftlicher Heftigkeit fühlt, weil er in sich hineingetrieben wird, und weil ihn die Gegenstände eher zurückstoßen, als festhalten, er also nie zu einer klaren und ruhigen Ansicht davon gelangen kann.

Umgekehrt finde ich, als Beleg Ihrer Bemerkung, daß diejenigen, welche aus einem liberalen Stande zur Poesie kommen, eine gewisse Freiheit, Klarheit und Leichtigkeit, aber wenig Ernst und Innigkeit zeigen. Bei den ersten sticht das Characteristische fast bis zur Carricatur, und immer mit einer gewissen Einseitigkeit und Härte hervor; bei diesen ist Characterlosigkeit, Flachheit und fast Seichtigkeit zu befürchten. Der Form nach, möcht' ich sagen, sind diese dem Aesthetischen näher, jene hingegen dem Gehalte nach. Bei einer Vergleichung unsrer Jenaischen und Weimarischen Dich-

terinnen bin ich auf Bemerkungen gerathen, die ich mitzutheilen mir vorbehalte.

Ich sagte Ihnen doch einmal, daß ich A... in einem Briefe meine Meinung gesagt habe, und auf seine Antwort begierig sey. Er hat mir nun geschrieben, und sehr dankbar für meine Aufrichtigkeit. Aber wie wenig ihm zu helfen ist, sehe ich daraus, daß er mir in demselben Briefe das Anzeigeblatt seines Gedichts beilegt, welches nur ein Verrückter geschrieben haben kann. Gewissen Menschen ist nicht zu helfen, und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirne geschmiedet.

Endlich erhalten Sie den Ibykus. *) Möchten Sie damit zufrieden seyn. Ich gestehe, daß ich bei näherer Besichtigung des Stoffes mehr Schwierigkeiten fand, als ich anfangs erwartete; indessen deucht mir, daß ich sie größtentheils überwunden habe. Die zwei Hauptpunkte, worauf es ankam, schienen mir erstlich eine Continuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte, und zweitens die Stimmung für den Effect zu erzeugen. Die letzte Hand hab' ich noch nicht daran legen können, da ich erst gestern Abend fertig geworden, und es liegt mir

*) Die Kraniche des Ibykus. S. diese Ballade in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

zu viel daran, daß Sie die Ballade bald lesen, um von Ihren Erinnerungen noch Gebrauch machen zu können. Das Angenehmste wäre mir zu hören, daß ich in wesentlichen Punkten Ihnen begegnete. —

Aus dem Gotter'schen Nachlasse erhalte ich seine Oper: die Geisterinsel, die nach Shakspeare's Sturm bearbeitet ist. Ich habe den ersten Act gelesen, der eben sehr kraftlos ist und eine dünne Speise. Indessen danke ich dem Himmel, daß ich einige Bogen in den Horen auszufüllen habe, und zwar durch einen so classischen Schriftsteller, der das Genie- und Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hat. Und so zwingen wir denn Gotter'n, der lebend nichts mit den Horen zu thun haben wollte, noch todt darin zu spucken.

310.

An Goethe.

Jena den 30. August 1797.

Ich glaubte mich auf dem Wege der Besserung, als ich Ihnen das letztemal schrieb; aber seit acht Tagen leid' ich an einem Katarrhalfieber und einem hartnäckigen Husten, der in meinem

ganzen Hause grassirt. Das Fieber läßt mich zwar heute in Ruhe, aber der Husten plagt mich noch sehr, und der Kopf ist mir ganz zerbrochen.

Auch auf der Reise muß ich Sie plagen. Denken Sie zuweilen an die Horen, ob nicht die Reise selbst etwas dazu liefern kann. Das Bedürfniß ist groß, und jetzt um so mehr, da ich selbst zu jeder Einhülfe untauglich bin. Bei solchen Störungen werd' ich Mühe haben, Stimmung und Zeit für meine Glocke zu finden, *) die noch lange nicht gegossen ist. —

Herzlichen Dank für das, was Sie mir über den Ibykus sagen. Was ich von Ihren Winken befolgen kann, geschieht gewiß. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, wie eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden so viel thut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen Sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt. Ich werde suchen, diesen Kranichen, die doch einmal die Schicksalshelden sind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

anders machen soll, ist mir sogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu thun ist. Doch bei der ersten guten Stimmung wird sich's vielleicht finden. —

311.

An Goethe.

Jena den 7. September 1797.

Endlich fang' ich an mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefs an Sie hatte sich mein Uebel noch verschlimmert. Ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkühr aufhebt, und sich streng, wie die Tagszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es seyn muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. —

Mit dem Ibykus hab' ich nach Ihrem Rath wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig. Der Held der Ballade interessirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung, durch das Vorhergehende, nicht in Vergessenheit gebracht zu seyn.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen. Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden, und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen nebst ihrer Veranlassung erst mittheilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung, gar zu sehr embarrassirt, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit vertheilt u. s. w. Meine Ausführung soll aber nicht in's Wunderbare gehen; auch schon bei dem ersten Concept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Catastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über das Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht; aber es hat ihn an seine That und also auch an das,

was dabei vorgekommen, erinnert. Sein Gemüth ist davon frappirt, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblicke ihn überraschen. Er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Aufruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, ehe sie über der Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann; denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht Alle seine Worte verstehen. — Dem Eindruck selbst, den seine Exclamation macht, hab' ich noch eine Strophe gewidmet; aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen; denn sobald nur der Weg zu Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem darauf folgenden verlegenen Schrecken); so ist die Ballade aus; das andere ist nichts mehr für den Poeten. —

Ich habe die Ballade, in ihrer nun veränderten Gestalt, an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurück erhalte, lege ich die letzte Hand daran, und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoff' ich sie Ihnen, nebst dem ganzen Rest des Almanachs, abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Arion's Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. *) Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung deucht mir matt, trocken und ohne Interesse zu seyn. Er wollte auch die Sacontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle. —

Das sentimentale Phänomen in Ihnen befremdet mich gar nicht, und mir dünkt, Sie selbst haben es sich hinlänglich erklärt. Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt menschliche Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der

---

*) S. A. W. Schlegel's Gedichte. Tübingen 1800. S. 95 u. f.

Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen, und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sey es aus Gründen, die in dem Gegenstande, oder solchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische Forderung, ohne eine reine poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu seyn, und was Sie mithin an sich erfuhren, ist nichts als die allgemeine Geschichte der sentimentalischen Empfindungsweise, und bestätigt alles das, was wir darüber mit einander festgesetzt haben.

Nur eins muß ich dabei noch erinnern. Sie drücken sich so aus, als wenn es hier sehr auf den Gegenstand ankäme, was ich nicht zugeben kann. Freilich der Gegenstand muß etwas bedeuten, so wie der poetische etwas seyn muß. Aber zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so deucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth ist es, welches hier die Grenze steckt, und das Gemeine oder Geistreiche kann ich auch hier wie

überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was Ihnen die zwei angeführten Plätze gewesen sind, würde Ihnen, unter andern Umständen, bei einer mehr aufgeschlossenen poetischen Stimmung, jede Straße, Brücke, jedes Schiff, ein Pflug oder irgend ein anderes mechanisches Werkzeug vielleicht geleistet haben. Entfernen Sie aber ja diese sentimentalen Eindrücke nicht, und geben Sie denselben einen Ausdruck, so oft Sie können. Nichts, außer dem Poetischen, reinigt das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände. Eine Welt wird dadurch in das Einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Ist es auch nicht poetisch, so ist es, wie Sie selbst es ausdrücken, menschlich, und das Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist.

Heute erhalte ich einen Brief von Cotta, der mir sagt, daß Sie seit dem 30sten in Stuttgart wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne gleichfalls in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechzehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Local mir zurückruft, mit unsrem gegenwärtigen Verhältniß zusammen denke! —

Herzlich freue ich mich, daß Sie an die Horen gedacht haben, und mich auf den October etwas dafür hoffen lassen. Bei den Anstalten, die Sie machten, sich der Erfahrungsmasse um Sie herum zu bemächtigen, muß Ihnen ein unerschöpflicher Stoff zufließen. Es war mir sehr angenehm, daß Hölderlin sich Ihnen noch präsentirt hat; er schrieb mir nichts davon, daß er's thun wollte, und muß sich also auf einmal ein Herz gefaßt haben. Hier ist auch wieder ein poetisches Genie, von Schlegel's Art und Weise. *) Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegel's Pygmalion **) nachgeahmt, und in demselben Geschmack einen symbolischen Phaëton geliefert. ***) Das Product ist närrisch genug, aber die Versification und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienst.

---

*) J. D. Gries, der nachherige Uebersetzer des Ariost und Tasso.

**) S. A. W. Schlegel's Gedichte.

***) S. dies Gedicht in Schiller's Musenalmanach, wieder abgedruckt in Matthisson's lyrischer Anthologie. Thl. 17. S. 185 u. f.

312.

An Goethe.

Jena den 14. September 1797.

Zu meiner Freude erfahre ich aus Ihrem Stuttgarter Briefe, daß Sie sich auf meinem vaterländischen Boden gefallen, und daß die Personen, die ich Ihnen empfahl, mich nicht zum Lügner gemacht haben. Ich zweifle nicht, daß diese sieben Tage, die Sie selbst mit Vergnügen und Nutzen dort zugebracht, für Dannecker und Rapp Epoche machen und sehr gute Folgen haben werden. Der erste besonders ist höchst bildungsfähig, und ihm mangelt es bis jetzt nur an einer glücklichen Pflege von außen, die seinem reichen Naturell die gehörige Richtung gegeben hätte. Ich kann mir seine Fehlgriffe in der Kunst, da er diese sonst so ernstlich zu packen wußte, und in einigen Hauptpunkten so entscheidend auf das wahre Wesen losgeht, nur aus einem gewissen Ueberfluß erklären. Mir deucht, daß seine poetische Imagination sich mit der artistischen, woran es ihm gar nicht mangelt, nur confundire.

Ueberhaupt frag' ich Sie bei dieser Gelegenheit, ob die Neigung so vieler talentvoller Künstler neuerer Zeiten zum Poetisiren in der Kunst nicht daraus zu erklären ist, daß in einer Zeit,

wie die unsrige, es keinen Durchgang zum Aesthetischen giebt als durch das Poetische, und daß folglich alle auf Geist Anspruch machenden Künstler eben deshalb, weil sie nur durch ein poetisches Empfinden geweckt worden sind, auch in der bildenden Darstellung nur eine poetische Imagination zeigen. Das Uebel wäre so groß nicht, wenn nicht unglücklicherweise der poetische Geist in unsern Zeiten, auf eine der Kunstbildung so ungünstige Art, specificirt wäre. Aber da auch schon die Poesie so sehr von ihrem Gattungsbegriff abgewichen ist, (durch den sie allein mit den nachahmenden Künsten in Berührung steht) so ist sie freilich keine gute Führerin zur Kunst, und sie kann höchstens negativ (durch Erhebung über die gemeine Natur), aber keineswegs positiv und activ (durch Bestimmung des Objects) auf den Künstler einen Einfluß äußern.

Auch diese Verirrung der bildenden Künstler neuerer Zeit erklärt sich mir hinreichend aus unsern Ideen über realistische und idealistische Dichtung, und liefert einen neuen Beleg für die Wahrheit derselben. Ich denke mir die Sache so. Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen formlosen Natur verläßt er

mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche, und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen, und wird, in beschränkter Bedeutung des Worts, realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch.

Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische ist die schwierige Operation, und hier wird gewöhnlich entweder der Körper oder der Geist, die Wahrheit oder die Freiheit fehlen. Die alten Muster, sowohl im Poetischen als im Plastischen, scheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leisten, daß sie eine empirische Natur, die bereits auf eine ästhetische reducirt ist, aufstellen, und daß sie, nach einem tiefen Studium, über das Geschäft jener Reduction selbst Winke geben können. Aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz, und sucht bei der Imagination Hülfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt,

der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden muß.

313.

An Goethe.

Jena den 15. September 1797.

Es wäre vortrefflich, wenn Sie mit Meyer'n Ihre Gedanken über die Wahl der Stoffe, für poetische und bildende Darstellung, entwickelten. Diese Materie communicirt mit dem Innersten der Kunst, und würde zugleich durch ihre unmittelbare und leichte Anwendung auf wirkliche Kunstwerke sehr pragmatisch und ansprechend seyn. Ich für mein Theil werde darüber auch meine Begriffe deutlich zu machen suchen.

Vor der Hand scheint mir, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könnte. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle, durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes, verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkührlichkeit leiden. So scheint mir der Begriff dessen, was man einen prägnanten Moment nennt, sich vollkommen durch seine Qualification zu einer durch-

gängig bestimmten Darstellung zu erklären. Ich weiß in der poetischen Gattung keinen Fall, als Ihren Hermann. Hier würde sich vielleicht durch eine Art Induction zeigen lassen, daß bei jeder andern Wahl der Handlung etwas hätte unbestimmt bleiben müssen. — Verbindet man mit diesem Satz nun den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die *Mittel* geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, daß sie innerhalb der besondern Grenzen einer jeden Kunstspecies absolvirt werden muß, so hätte man, deucht mir, ein hinlängliches Criterium, um in der Wahl der Gegenstände nicht irre geleitet zu werden. Aber freilich, wenn dies auch seine Richtigkeit hätte, ist die Anwendung des Satzes schwer, und möchte überall mehr Sache des Gefühls und des Ahnungsvermögens bleiben, als des deutlichen Bewußtseyns.

Ich bin sehr neugierig auf das neue poetische Genre, woraus Sie mir bald etwas senden wollen. Der reiche Wechsel Ihrer Phantasie erstaunt und entzückt mich, und wenn ich Ihnen auch nicht folgen kann, so ist es schon ein Genuß und Gewinn für mich, Ihnen nachzusehen. Von diesem neuen Genre erwarte ich mir etwas sehr Anmuthiges, und begreife schon im Voraus, wie geschickt es dazu seyn muß, ein poetisches Leben und

einen geistreichen Schwung in die gemeinsten Gegenstände zu bringen.

Noch immer hab' ich viel von meinem Husten zu leiden, bin aber viel freier von meinem alten Uebel, wobei indeß meine Stimmung und meine Thätigkeit nicht viel gewinnt; denn das neue Uebel greift mir den Kopf weit mehr an, als das malum domesticum, die Krämpfe, zu thun pflegen. Indeß hoffe ich in acht oder zehn Tagen der Schererei des Almanachs los zu seyn, und wieder ernstlich an den Wallenstein gehen zu können. Das Lied von der Glocke *) habe ich bei meinem Uebelbefinden nicht vornehmen können noch mögen. Indessen fanden sich doch noch allerlei Kleinigkeiten für den Almanach, die eine Mannigfaltigkeit in meine Beiträge bringen, und meinen Antheil an denselben ziemlich beträchtlich machen.

Mit meinen Kranichen **) ist Böttiger sehr zufrieden gewesen, und Zeit und Local, worüber ich ihn consulirte, hat er sehr befriedigend dargestellt gefunden. Er gestand bei dieser Gelegenheit, daß er nie recht begriffen habe, wie sich aus dem Ibykus etwas machen ließe. Dies Geständniß

---

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

**) S. a. a. O. S. 68 u f.

hat mich sehr belustigt, da es seinen Mann so schön characterisirt. —

Denken Sie meiner in Ihrem Kreise. Ihre Briefe sind für uns reich beladene Schiffe, und machen jetzt eine meiner besten Freuden aus.

314.

An Goethe.

Jena den 22. September 1797.

Ihr Brief, nebst seinem Anhang, hat uns wieder große Freude gemacht. Das Lied *) ist voll heiterer Laune und Natur. Mir deucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig seyn müsse, daß sie ihn aller belästigenden Beiwerke, dergleichen die Einleitungen, Uebergänge, Beschreibungen u. s. w. sind, überhebt, und ihm erlaubt, immer nur das Geistreiche und Bedeutende an seinem Gegenstande mit leichter Hand oben wegzuschöpfen. Hier wäre also schon wieder der Ansatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer »unendlichen« Reihe; denn dies Ge-

---

*) Der Edelknabe und die Müllerin, in Goethe's Werken. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 205 u. f.

dicht hat, wie jede gute Poesie, ein ganzes Geschlecht in sich, durch die Stimmung, die es giebt, und durch die Form, die es aufstellt.

Ich wäre sehr begierig gewesen, den Eindruck, den Ihr Hermann auf meine Stuttgarter Freunde gemacht, zu beobachten. An einer gewissen Innigkeit des Empfangens hat es sicher nicht gefehlt, aber so wenige Menschen können das Nackende der menschlichen Natur ohne Störung genießen. Indessen zweifle ich gar nicht, daß Ihr Hermann schlechterdings über alle diese Subjectivitäten triumphiren wird, und dieses durch die schönste Eigenschaft bei einem poetischen Werke, nämlich durch sein Ganzes, durch die reine Klarheit seiner Form, und durch den völlig erschöpften Kreis menschlicher Gefühle.

Mein letzter Brief hat Ihnen schon gesagt, daß ich die Glocke liegen lassen mußte. Ich gestehe, daß mir dies, da es einmal so seyn mußte, nicht so ganz unlieb ist; denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herum trage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladen-Jahr, und das nächste Jahr hat schon ziemlich den Anschein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Classe auch die Glocke gehört. — Der Zufall führte mir noch ein recht artiges

Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist. — Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen, und ist überschrieben: Der Gang nach dem Eisenhammer *), woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe. — Ich wünsche sehr, daß die Kraniche **) in der Gestalt, worin Sie sie jetzt lesen, Ihnen Genüge thun mögen. Gewonnen haben sie unstreitig durch die Idee, die Sie mir zu der Exposition gegeben. Auch, denke ich, hatte die neue Strophe, die ich den Furien noch gewidmet, zur genauen Bezeichnung derselben noch anfangs gefehlt.

Kant's kleinen Tractat habe ich auch gelesen, und obgleich der Inhalt nichts eigentlich Neues liefert, mich über seine trefflichen Einfälle gefreut. Es ist in diesem alten Herrn etwas wahrhaft Jugendliches, das man beinahe ästhetisch nennen möchte, wenn einen nicht die greuliche Form, die man einen philosophischen Canzleistyl nennen möchte, in Verlegenheit setzte. Mit Schlosser'n kann es sich zwar so verhalten, wie Sie meinen, indessen hat seine Stellung gegen die

---

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 116 u. f.

**) Des Ibykus.

kritischen Philosophen so etwas Bedenkliches, daß der Character kaum aus dem Spiel bleiben kann. Auch kann man, deucht mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalism von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen setzen; die Erfahrung ist gar zu alt, und es läßt sich überdem auch gar wohl begreifen.

Wir genießen jetzt hier sehr schöne Herbsttage; bei Ihnen mag wohl noch ein Rest vom Sommer zu spüren seyn. In meinem Garten werden schon große Anstalten gemacht, ihn für die künftigen Jahre recht zu verbessern. Uebrigens hatten wir keine schlechte Obsterndte. — Bei dem zweifelhaften Ansehen des Kriegs und Friedens zweifeln wir noch immer an der nahen Ausführung Ihrer italiänischen Reise, und geben zuweilen der Hoffnung Raum, daß wir Sie früher, als wir erwarten durften, wieder bei uns sehen könnten.

315.

An Goethe.

Jena den 2. October 1797.

Endlich erhalten Sie den Almanach vollendet. Oberon's goldne Hochzeit finden Sie nicht in der Sammlung; aus zwei Gründen ließ ich sie weg. Erstlich dachte ich würde es gut seyn, wenn wir aus diesem Almanach schlechterdings alle Stacheln wegließen, und eine recht fromme Miene machten, und dann wollte ich nicht, daß die goldne Hochzeit, die noch so vielen Stoff zu einer größern Ausführung giebt, mit so wenig Strophen abgethan würde. Wir besitzen in ihr einen Schatz für das nächste Jahr, der sich noch sehr weit ausspinnen läßt. —

Jetzt, da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenstein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder ansehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaub' ich einige Trockenheit darin zu finden. — Sie entstand aus einer gewissen Furcht in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Bestreben, dem Object recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Object schon an sich etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eins

der practischen Liberalität; es ist daher hier nöthiger, als irgendwo, wenn beide Abwege, das Prosaische und das Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten.

Ich sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber so viel weiß ich, daß es keine faux-frais seyn werden; denn das Ganze ist poetisch organisirt, und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine reine tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß alles, was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinne nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stätiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharacter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Crise, und diese wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen.

Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre, und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur

des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist, und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehen seyn möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. — Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so complicirt und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten! — Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung, und es giebt keine zweite Species davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts anders zu ersetzen ist; und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten, beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist.

Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, und sehe dem nächsten Briefe mit Ungeduld entgegen.

Vielleicht erfahre ich daraus auch etwas Näheres über Ihre Reise und Ihren künftigen Aufenthalt. — Wie steht es um Ihre Entwicklung antiker Bildhauerwerke, davon der Laokoon der Anfang ist? Ich habe diesen neuerdings wieder mit der höchsten Befriedigung gelesen, und kann gar nicht genug sagen, auf wie viele bedeutende fruchtbare Ideen, die Organisation ästhetischer Werke betreffend, er leitet. Hermann und Dorothea rumoren schon im Stillen; auch Körner schreibt mir, daß er das Ganze gelesen, und findet, daß es in Eine Classe mit dem Besten gehört, was Sie geschrieben.

316.

An Goethe.

Jena den 6. October 1797.

Wir haben uns recht ungeduldig nach Nachrichten von Ihnen gesehnt, und doppelt erfreulich ist mir also Ihr heutiger Brief, der mir zu Ihrer baldigen Rückkehr Hoffnung macht. Wirklich sah ich dem herannahenden Winter schon mit einer heimlichen Furcht entgegen, der mir nun um so heiterer zu werden verspricht. Mit meinem Befinden geht es nun wieder ordentlich. — Wir

werden mit dem Abschied der guten Witterung in die Stadt ziehen, und es kann sich recht wohl schicken, daß wir eine Zeitlang in Weimar leben. Alles kommt darauf an, daß ich im Wallenstein nur erst recht fest sitze, alsdann schadet mir keine Veränderung der Existenz, die mich sonst, bei meiner Unterwerfung unter die Gewohnheit, so leicht zerstreut.

Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beschreibung des Strudels *) mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends, als etwa bei einer Mühle, studiren können; aber weil ich Homer's Beschreibung von der Charybde genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führt Ihre Reise Sie auch an einem Eisenhammer vorbei, und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe.

Der Almanach ist nun, wie ich hoffe, in Ihren Händen, und Sie werden ihm nun die Nativität stellen können. Es ist mir tröstlich, daß Sie den Phaëton *) passiren lassen, der mir bei seinem großen Volumen schon bange machte. Unter

---

*) In der Ballade: Der Taucher. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 95 u. f.

**) Von J. D. Gries.

Schlegel's Beiträgen sind die Stanzen über Romeo und Julie recht hübsch, und er hat sich darin nach meiner Meinung wirklich selbst übertroffen. — Es mag wohl wahr seyn, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von Xenialischen Dingen danken; denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte.

317.

An Goethe.

Jena den 20. October 1797.

Vor einigen Tagen schickte uns Böttiger zwei schöne Exemplare Ihres Hermann. Er ist also nunmehr in der Welt, und wir wollen hören, wie sich die Stimme eines Homerischen Rhapsoden in dieser neuen politisch-rhetorischen Welt ausnehmen wird. Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, es ist pathetisch mächtig, und doch reizend im höchsten Grade, kurz, es ist schön, was man sagen kann.

Auch den Meister *) hab' ich ganz kürzlich wieder gelesen, und es ist mir noch nie so auffallend gewesen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meister, wie überhaupt jede Romanform, ist schlechterdings nicht poetisch, sie liegt ganz nur im Gebiete des Verstandes, steht unter allen seinen Forderungen, und participirt auch von allen seinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente, und in dieser Form die poetischsten Zustände ausdrückte, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung, für das ich keinen Namen weiß. Ich möchte sagen, es fehlt dem Meister (dem Roman nämlich) an einer gewissen poetischen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verstande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewissermaßen die Forderung rege machte), weil er aus einem poetischen Geiste geflossen ist. Buchstabiren Sie das zusammen, wie Sie können, ich theile Ihnen blos meine Empfindung mit. —

Da Sie auf einem solchen Punkte stehen, wo Sie das Höchste von sich fordern müssen, und Objectives mit Subjectivem absolut in Eins zer-

---

*) Wilhelm Meister's Lehrjahre.

fließen muß, so ist es durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in Ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts daran in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst, und gewährt einen immer sich erneuenden Genuß; und doch führt mich der Hermann (und zwar blos durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt.

Da ich doch einmal im Kritisiren bin, so will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Lesen sich aufdrang. Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß, und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf diese Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu fühlen glaubt, und weil sich Alles sonst so schön vor dem Verstand entwirrt, auf solche Räthsel zu gerathen. Kurz, mir deucht, Sie hätten sich hier eines

Mittels bedient, zu dem der Geist des Werks Sie nicht befugte. Uebrigens kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie mich der Meister auch bei diesem neuen Lesen bereichert, belebt, entzückt hat — es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele, und für diejenige besonders, welche die vereinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen kann.

318.

An Goethe.

Jena den 30. October 1797.

Gottlob, daß ich wieder Nachricht von Ihnen habe! Diese drei Wochen, da Sie in den Gebirgen, abgeschnitten von uns, umherzogen, sind mir lang geworden. Desto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles, was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt können Sie, nach dem Meister und nach dem Hermann, nur einen solchen, völlig local-characteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Das Interesse, welches aus einer streng umschriebenen, characteristischen Localität und einer gewissen historischen

Gebundenheit entspringt, ist vielleicht das Einzige, was Sie sich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Diese zwei Werke sind auch dem Stoff nach ästhetisch frei, und so gebunden auch in beiden das Local aussieht und ist, so ist es doch ein rein poetischer Boden, und repräsentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall seyn; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt, und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in weite Fernen sich aufthut.

Wie sehr wünschte ich, auch dieses Gedichts wegen, bald wieder mit Ihnen vereinigt zu seyn! Sie würden sich vielleicht jetzt eher gewöhnen, mit mir darüber zu sprechen, da die Einheit und Reinheit Ihres Hermanns durch Ihre Mittheilungen an mich, während der Arbeit, so gar nicht gestört worden ist. Und ich gestehe, daß ich nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die mich recht in's Innere der Kunst hineinführten.

Das Lied vom Mühlbach *) ist wieder scharmant, und hat uns große Freude gemacht. Es ist eine ungemein gefällige Einkleidung, die der Einbildungskraft ein reizendes Spiel verschafft. Das Sylbenmaß ist auch recht glücklich dazu gewählt. Auch die Distichen sind sehr lieblich. —

Wir sind jetzt wieder in der Stadt, wo wir uns sämmtlich wohl befinden. Ich arbeite an dem Wallenstein eifrig, wiewohl es sehr langsam geht, weil mir der viele und ungestaltbare Stoff so gar viel zu thun giebt. —

Ich las neulich den Hermann vor einer Gesellschaft von Freunden in Einem Abend vom Anfang bis zu Ende. Er rührte uns wieder unbeschreiblich, und mir brachte er noch die Abende, da Sie ihn uns vorlasen, so lebhaft zurück, daß ich doppelt bewegt war.

---

*) Der Junggesell und der Mühlbach, in Goethe's Werken. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 207 u. f.

319.

An Goethe.

Jena den 22. November 1797.

Noch einmal wünsche ich Glück zur frohen Ankunft. Wie angenehm ist mir's, wieder so leicht und schnell mit Ihnen communiciren zu können! Was Sie an Sachen und an Ideen mitgebracht, verspricht mir einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh bin ich, daß ich einen Theil desselben in Ihrer Nähe zubringen kann. Für's Theater wollen wir ja etwas zu wirken suchen, wenn auch Niemand als wir selbst bei dem Versuchen was lernen sollten. Haben Sie Einsiedel's Schrift *) darüber schon zu Gesicht bekommen? Hier ist doch Ein Mensch wenigstens mehr, der etwas darüber auszusprechen sucht, und in einem gewissen Kreise ein Interesse daran nähren wird.

Hier die Garvischen Briefe, die Ihnen auf eine andere, doch verwandte Art, als der Brief

---

*) Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle, Fallstaff und Hamlet nach Shakspeare. Leipz. 1797.

des Räthselmannes, die deutsche Natur vergegenwärtigen werden.

320.

An Goethe.

Jena den 24. November 1797.

Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch=rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu seyn scheint. Aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußt' ich auch in mehrern meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kömmt nirgends so in's Licht, als wenn es in gebundner Schreibart ausgesprochen wird.

Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung dargeboten, die Sie vielleicht auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dies ist auch, meines Erachtens, der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß; denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines seyn.

Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charactere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so Characteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise

die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, und das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden.

321.

An Goethe.

Jena den 28. November 1797.

Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder eine große Freude gemacht. Sie gehört so recht zu der rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes, das Tiefste aufregt, und das Höchste bedeutet. Möchten noch viele solche Stimmungen in diesen düstern, drückenden Tagen, die auch Ihnen, wie ich weiß, so fatal sind, Sie erheitern. Ich brauche meine ganze Elasticität, um mir gegen den herunterdrückenden Himmel Luft und Raum zu machen.

Ich las in diesen Tagen die Shakspearischen Stücke, die den Krieg der zwei Rosen abhandeln, und bin nun nach Beendigung Richards III. mit einem wahren Staunen erfüllt. Es ist dieses letzte Stück eine der erhabensten Tra=

gödien, die ich kenne, und ich wüßte in diesem Augenblicke nicht, ob selbst ein Shakspearisches ihm den Rang streitig machen kann. Die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt, und nach der erhabensten Idee stellen sie sich neben einander. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu statten; alles ist energisch darin und groß, nichts Gemeinmenschliches stört die rein ästhetische Rührung, und es ist gleichsam die reine Form des Tragischfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück, in allen Gestalten, man kommt nicht aus dieser Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern ist's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt, ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakspearisches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragödie erinnert. — Der Mühe wär' es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken, mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. —

Mein Wallenstein gewinnt von Tage zu Tage mehr Gestalt, und ich bin wohl mit mir zufrieden.

322.

An Goethe.

Jena den 1. December 1797.

Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen in's Breite treibt. — Mein erster Act ist so groß, daß ich die drei ersten Acte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich sind die hintern Acte viel kürzer. Die Exposition verlangt Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären seyn mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben.

Da mein erster Act mehr statistisch oder statisch ist, den Zustand, welcher ist, darstellt, aber ihn eigentlich noch nicht verändert, so habe ich diesen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wird, soll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten.

Ich habe Meyer'n neulich gebeten, mir Ihre Zeichnung für den nächsten Almanach zu verschaffen. Wir wollen dies doch bei Zeiten thun, daß der Stich auch recht mit Muße gemacht werden kann. Auch wünschte ich von ihm eine Nemesis für meinen Wallenstein; es ist eine interessante und bedeutende Verzierung. Meyer wird sich eine ausdenken, die einen tragischen Character hat; ich wollte sie als Vignette auf dem Titelblatt selbst haben. —

323.

An Goethe.

Jena den 5. December 1797.

Das Wetter drückt mich äußerst, und macht alle meine Uebel rege, daß selbst die Arbeit mich nicht erfreut. Nach reiflich angestellten Ueberlegungen hab' ich gefunden, daß ich besser thue, die zwei ärgsten Wintermonate noch hier zuzubringen. Der Januar und Februar sind gefährliche Monate für mich, weil ich schon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgesucht worden bin. Die leichteste Erkältung kann mir in dieser Periode dieses Uebel zuziehen, das ich jetzt nicht mehr wie sonst würde überstehen können. Bei einer solchen Disposition ist eine Veränderung der Gewohnheiten nicht zu wagen, und an's Ausgehen im Winter würd' ich doch nicht denken dürfen, in Weimar. Da aber das besprochene Logis äußerst eng ist, so wäre keine Existenz für mich. Dazu kommt, daß die nächsten zwei Monate für meine Arbeiten entscheidend sind, und also von außen mich nichts drücken darf. — Einige Monate später werd' ich ein Logis, das Ihnen nah' ist, aufzutreiben suchen; das Wetter ist dann gelinder, ich kann über die Gasse gehen und alles wird mir leichter wer-

den. — Vielleicht komme ich an einem schönen Decembertage auf einen Besuch hinüber.

Von Zumsteg in Stuttgart hab' ich dieser Tage einen Brief erhalten, der mich wirklich freute. Er schreibt darin, was ihn von unsern Gedichten im Almanach am meisten erfreut, und er hat wirklich — was wir lange nicht gewohnt sind zu erfahren — das Bessere herausgefunden. Auch schreibt er, daß der Almanach in seiner Gegend eine allgemeine Sensation mache.

324.

An Goethe.

Jena den 8. December 1797.

Ich bin nun mit der Nothwendigkeit, die mich die nächsten Monate hier zurückhält, vollkommen ausgesöhnt, da die Reise nach Weimar nicht einmal der Weg gewesen wäre, mich mit Ihnen öfter zu vereinigen; und so wollen wir den kommenden Monat das alte Leben mit Segen wieder beginnen. — Es ist wohl nicht übel, daß Sie zwischen Ihr erstes und zweites Epos den Faust einschieben. Sie schwellen dadurch den poetischen Strom, und erregen sich ein ungeduldiges Verlangen nach der neuen reinen Pruduk-

tion, welches schon die halbe Stimmung ist. Der Faust, wenn Sie ihn nun durchgearbeitet, läßt Sie auch sicherlich nicht so, wie Sie zu ihm kommen; er übt und schärft irgend eine neue Kraft in Ihnen, und so kommen Sie reicher und feuriger zu Ihrem neuen Werke.

An den Wallenstein werd' ich mich so sehr halten, als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher Einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen, und im nächsten Herbst tief in meinen Malthesern zu sitzen *).

Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren, und eine Welt für sich

---

*) S. den Plan dieses Trauerspiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 399 u. f.

ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt und in den Malthesern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur, daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt ist durch die Blokade abgeschnitten, er ist blos auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz concentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken.

Dieses Stück wird eben so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein complicirt ist, und ich freue mich im Voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne die Acteneintheilung, ausführen, und werde es auch thun. Sagen Sie mir doch, woher denn die Acteneintheilung sich schreibt? Im Aristoteles fanden wir nichts davon, und bei sehr vielen griechischen Stücken würde sie gar nicht anzuwenden seyn.

325.

An Goethe.

Jena den 12. December 1797.

Da ich in diesen Tagen die Liebesscenen im zweiten Act des Wallenstein vor mir habe, so kann ich nicht ohne Herzensbeklemmniß an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stückes denken. Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß sich die Liebe, nicht sowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach Einem Zwecke ist, entgegensetzt, und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet. Aber in dieser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinne, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich ausführen läßt. Ich muß also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen.

Sollte es wirklich an dem seyn, daß die Tragödie, ihrer pathetischen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zusagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragische Gewalt und Tiefe, wie sie zu einem vollkommenen Trauerspiel hin-

reichen würde; im Wilhelm Meister liegt, was die Empfindung betrifft, mehr als Eine Tragödie. Ich glaube, daß bloß die strenge gerade Linie, nach welcher der tragische Poet fortschreiten muß, Ihrer Natur nicht zusagt, die sich überall mit einer freiern Gemüthlichkeit äußern will. Alsdann glaube ich auch, eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht dispensiren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz verlassen wird, genirt Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung geschaffen sind. Wenigstens finde ich in Ihnen alle poetischen Eigenschaften des Tragödiendichters im reichlichsten Maaß, und wenn Sie wirklich dennoch keine ganz wahre Tragödie sollten schreiben können, so würde der Grund in den nichtpoetischen Erfordernissen liegen. —

Ihre Idee wegen Vereinigung der drei Bibliotheken in Einem Ganzen wird gewiß jeder Vernünftige in Jena und Weimar ausgeführt wünschen. Fände man auch alsdann nur ein Subject, welches fähig wäre, dem Ganzen vorzustehen, und den Plan der Einheit und Vollständigkeit zu verfolgen. Es ist gewiß schon viel Materie da, vieles ist wohl doppelt und dreifach, womit Neues

kann eingetauscht werden, auch sehe ich nicht, warum man nicht noch einige neue Bücher in den Bibliotheksfond leiten könnte.

Ich fürchte, der neue Nürnbergische Dichter wird uns nicht viel Trost bringen. Es fehlt ihm wohl nicht ganz an Talent, aber so gar sehr an Form und an Bewußtseyn dessen, was er will. Indessen ich habe nur wenig hineingeschaut, vielleicht bin ich just auf das Schlimmste gerathen. — Einsiedel's Schrift über das Theater enthält manches Gutgedachte. Es ist mir unterhaltend, wie diese Art von Dilettanten sich über gewisse Dinge, die nur aus der Tiefe der Wissenschaft und der Betrachtung geschöpft werden können, ausspricht, wie z. B. was er vom Styl und von der Manier sagt u. s. f.

326.

An Goethe.

Jena den 15. December 1797.

Mit dem Aufsatze, der hier zurück erfolgt, und mit andern von diesem Schlage wird nicht viel zu machen seyn. Er ist gar zu trocken und zu dürftig, und trotz der unnützen Parade mit Citaten und historischer Belesenheit enthält er nicht

das geringste bedeutende Neue, was die Begebenheit aufhellen, oder auch nur unterhaltender machen könnte. Soll aber blos etwas damit verdient werden, so wird diese Absicht wohl eher durch Einrückung in Journale, wie der Merkur u. s. w., als durch eine eigene Sammlung zu erreichen seyn.

Ich habe schon öfters gewünscht, daß unter den vielen schriftstellerischen Speculationen solcher Menschen, die keine andere als compilatorische Arbeit treiben können, auch einer darauf verfallen möchte, in alten Büchern nach poetischen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewissen Tact hätte, das Punctum saliens an einer an sich unscheinbaren Geschichte zu entdecken. Mir kommen solche Quellen gar nicht vor, und meine Armuth an solchen Stoffen macht mich wirklich unfruchtbarer im Produciren, als ich's ohne das seyn würde. Mich deucht, ein gewisser Hyginus, ein Grieche, sammelte einmal eine Anzahl kongischer Fabeln, entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den innern Reichthum, ja er übt eine wichtige Kraft, und es ist schon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen.

Die Elisa von der Recke hat mir ein voluminöses Schauspiel von ihrer Erfindung und

Ausführung zugeschickt, mit der Plenipotenz, zu streichen und zu zerstören. Ich werde sehen, ob ich es für die Horen brauchen kann. Der Inhalt ist, wie Sie leicht denken können, sehr moralisch, und so hoffe ich soll es auch durchschlüpfen. Ich muß auf jede Art für die Horen sorgen. Und daß so moralische Personen sich uns Ketzern und Freigeistern auf Gnade und Ungnade ergeben, besonders nach dem so lauten Xenien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaction.

327.

An Goethe.

Jena den 22. December 1797.

Mein böser Anfall von Cholera ist zwar bald und glücklich vorübergegangen, aber geschwächt und verstimmt hat er mich für die ganze Woche, daß ich an etwas Poetisches auch nicht denken mag. Auch das böse Wetter kommt dazu, jede Thätigkeit in mir stocken zu machen. —

Zu meiner nicht geringen Satisfaction fordert mir Cotta die letzten zweihundert Exemplare des Almanachs pressanter Weise ab, die ich mit Fleiß hier bei mir liegen ließ, um den Leipzigern nicht gleich die Stärke der Auflage zu verrathen, wenn

etwa ein Quantum sollte unabgesetzt bleiben. Wie Cotta schreibt, so hat sich der übrige Vorrath, der etwa zweitausend Exemplare stark war, bereits vergriffen. Diese zweihundert, meint er, würden wohl auch bald abgehen, da die Bestellungen noch ziemlich fortdauerten, und es möchte am Ende wohl eine zweite Auflage nöthig werden. Wir können in der That keinen glänzendern Triumph über die Neider davon tragen, die das Glück des vorjährigen Almanachs blos den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserm deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittlung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten.

Die Schlegel'sche Rezension Ihres Hermann *) kenne ich noch nicht, und weiß überhaupt nicht, von welchem Schlegel sie ist. Sie sey aber, von welchem sie wolle, so finde ich bei keinem die ganze Competenz dazu; denn es gehört vorzugsweise zu Würdigung dieses Gedichts das, was man Gemüth heißt, und dieses fehlt beiden,

*) In der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung 1797. Nr. 393—396; wieder abgedruckt in A. W. v. Schlegel's kritischen Schriften. Berlin 1828. Thl. 1. S. 34 u. f.

ob sie sich gleich der Terminologie davon anmaßen.

328.

An Goethe.

Jena den 26. December 1797.

Die Gegeneinanderstellung des Rhapsoden und Mimen *) nebst ihrem beiderseitigen Auditorium scheint mir ein sehr glücklich gewähltes Mittel, um der Verschiedenheit beider Dichtarten beizukommen. Schon diese Methode allein reichte hin, einen groben Misgriff in der Wahl des Stoffs für die Dichtart oder der Dichtart für den Stoff unmöglich zu machen. Auch die Erfahrung bestätigt es; denn ich wüßte nicht, was einen bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart hielte, und wenn man daraus getreten, so sicher darein zurückführte, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation der Breter, eines angefüllten und buntgemischten Hauses, wodurch die effectvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des in=

---

*) In einem Aufsatze Goethe's über epische und dramatische Dichtung.

tensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens einem so nahe gebracht wird.

Ich möchte noch ein zweites Hülfsmittel zur Anschaulichmachung dieses Unterschieds in Vorschlag bringen. Die dramatische Handlung bewegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst, und sie scheint gleichsam stille zu stehn. Nach meinem Bedünken liegt viel in diesem Unterschied. Bewegt sich die Begebenheit vor mir, so bin ich streng an die Gegenwart gefesselt, meine Phantasie verliert alle Freiheit, es entsteht und erhält sich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer beim Objecte bleiben, alles Zurücksehen, alles Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg' ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, so kann ich einen ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinem subjectiven Bedürfniß länger oder kürzer verweilen, kann Rückschritte machen oder Vorgriffe thun u. s. f. Es stimmt dieses auch sehr gut mit dem Begriff des Vergangenseyns, welches als stillstehend gedacht werden kann, und mit dem Begriff des Erzählens: denn der Erzähler weiß schon am Anfange und in der Mitte das Ende, und ihm ist folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und so behält er durchaus eine ruhige Freiheit.

Daß der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe, leuchtet mir sehr ein. Ich setze noch hinzu: es entsteht daraus ein reizender Widerstreit der Dichtung als Genuß mit der Species derselben, der in der Natur wie in der Kunst immer sehr geistreich ist. Die Dichtkunst, als solche, macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nöthigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Character des Vergangenseyns nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen, und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nöthigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten, und dem Gemüth eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Character hinaufstreben, und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird eben so zu dem Drama herunterstreben, und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; gerade das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe. Das Merkmal, wodurch sie specificirt und einander entgegengesetzt werden, bringt immer einen von beiden Bestandtheilen des poetischen Gattungsbe-

griffs in's Gedränge, bei der Epopöe die Sinnlichkeit, bei der Tragödie die Freiheit, und es ist also natürlich, daß das Contrepoids gegen diesen Mangel immer eine Eigenschaft seyn wird, welche das specifische Merkmal der entgegengesetzten Dichtart ausmacht. Jede wird also der andern den Dienst erweisen, daß sie die Gattung gegen die Art in Schutz nimmt. Daß dieses wechselseitige Hinstreben zu einander nicht in eine Vermischung und Grenzverwirrung ausarte, das ist eben die eigentliche Aufgabe der Kunst, deren höchster Punkt überhaupt immer dieser ist, Character mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Allheit u. s. w. zu vereinbaren.

Ihr Hermann hat wirklich eine gewisse Hinneigung zur Tragödie, wenn man ihm den reinen strengen Begriff der Epopöe entgegenstellt. Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgültigkeit darin. So ist auch die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zugehörig. Umgekehrt schlägt Ihre Iphigenie offenbar in das epische Feld hinüber, sobald man den strengen Begriff der Tragödie entgegenhält. Von dem Tasso will ich gar nicht reden. Für eine Tragödie ist in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Aufenthalt, die Catastrophe

nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerspricht. Jede Wirkung, die ich von diesem Stücke theils an mir selbst, theils an Andern erfahren, ist generisch, poetisch und tragisch gewesen, und so wird es immer seyn, wenn eine Tragödie, auf epische Art, verfehlt wird. Aber an Ihrer Iphigenie ist dieses Annähern an's Epische ein Fehler, nach meinem Begriff, an Ihrem Hermann ist die Hinneigung zur Tragödie offenbar kein Fehler, wenigstens dem Effecte nach ganz und gar nicht. Kommt dies etwa davon, weil die Tragödie zu einem bestimmten, das epische Gedicht zu einem allgemeinen und freien Gebrauche da ist?

Für heute nichts mehr. Ich bin noch immer keiner ordentlichen Arbeit fähig. Nur Ihr Brief und Aufsatz konnten mir unterdessen Beschäftigung geben.

329.

An Goethe.

Jena den 29. December 1797.

Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutsch-

heit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt.

Ihr jetziges Geschäft, die beiden Gattungen zu sondern und zu reinigen, ist freilich von der höchsten Bedeutung, aber Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß, um von einem Kunstwerk alles auszuschließen, was seiner Gattung fremd ist, man auch nothwendig alles darin müsse einschließen können, was der Gattung gebührt. Und eben darin fehlt es jetzt.

Weil wir einmal die Bedingungen nicht zusammenbringen können, unter welchen eine jede der beiden Gattungen steht, so sind wir genöthigt, sie zu vermischen. Gäb' es Rhapsoden und eine Welt für sie, so würde der epische Dichter keine Motive von dem tragischen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und intensiven Kräfte des griechischen Trauerspiels und dabei die Vergünstigung, unsern Zuhörer durch eine Reihe von sieben Repräsentationen hindurchzuführen, so würden wir unsere Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen. Das Empfindungsvermögen des Zuschauers und Hörers muß einmal ausgefüllt, und in allen Punkten seiner

Peripherie berührt werden; der Durchmesser dieses Vermögens ist das Maß für den Poeten. Und weil die moralische Anlage die am meisten entwickelte ist, so ist sie auch die fodernste, und wir mögen's auf unsre Gefahr wagen, sie zu vernachlässigen.

Wenn das Drama wirklich durch einen so schlechten Hang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, so müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht verschaffen. Und dies, deucht mir, möchte unter andern am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge seyn, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge, und innerhalb derselben desto wirksamer würde.

Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edlern

Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper verläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönen Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. — Nach und nach komme ich wieder in meine Arbeit; aber bei dieser schrecklichen Witterung ist es wirklich schwer, sein Gemüth elastisch zu erhalten. Möchten Sie nun bald frei seyn, und mir Thätigkeit, Muth und Leben mitbringen.

330.

An Goethe.

Jena den 2. Januar 1798.

Es soll mir ein gutes Omen seyn, daß Sie es sind, an den ich zum erstenmal unter dem neuen Datum schreibe. Das Glück sey Ihnen in diesem Jahre eben so hold, als in den zwei letztvergan-

genen, ich kann Ihnen nichts Besseres wünschen. Möchte auch mir die Freude in diesem Jahr bescheert seyn, das Beste aus meiner Natur in einem Werke zu sublimiren, wie Sie es mit der Ihrigen gethan.

Ihre eigene Art und Weise, zwischen Reflexion und Production zu alterniren, ist wirklich beneidens= und bewundernswerth. Beide Geschäfte *trennen* sich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist blos in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus, und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Andern. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vortheil der Sache.

Von Hermann und Dorothea las ich kürzlich eine Recension in der Nürnberger Zeitung, welche mir wieder bestätigt, daß die Deutschen nur für's Allgemeine, für's Verständige und für's Moralische Sinn haben. Die Beurtheilung ist voll guten Willens, aber auch nicht etwas darin, was ein Gefühl des Poetischen zeigte, oder einen Blick in die Oekonomie des Ganzen verriethe. Blos an Stellen hängt sich der gute Mann, und vorzugsweise an die, welche in's Allgemeine und Breite gehen, und einem etwas an's Herz legen.

Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Retif: Coeur humain devoilé je gesehen oder davon gehört? Ich hab' es nun gelesen, so weit es da ist, und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten, mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Characteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessiren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von Außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren, hat ein solches Buch, in welche Classe ich auch den Cellini rechne, einen unschätzbaren Werth.

Dieser Tage las ich zu meiner großen Lust im Intelligenzblatte der Literaturzeitung eine Erklärung von dem jüngern Schlegel, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums nichts mehr zu schaffen habe. So ist also doch unsre Prophezeihung eingetroffen, daß dieses Band nicht lange dauern werde.

331.

An Goethe.

Jena den 5. Januar 1798.

Es thut mir leid, daß Ihre Anherokunft so viele Verzögerungen findet, da ich nach einem frühern Briefe von Ihnen schon vom Christtag an darauf rechnen konnte. Unterdessen habe ich einige Schritte weiter in meiner Arbeit gewonnen, und bin im Stande, Ihnen viermal mehr, als der Prolog beträgt, vorzulegen, obgleich noch nichts von dem dritten Acte dabei ist.

Jetzt da ich meine Arbeit *) von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben danach, und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit aus einander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche

---

*) Den Wallenstein.

ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. —

Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht.

Ich möchte wohl einmal, wenn es mir mit einigen Schauspielen gelungen ist, mir unser Publikum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses thun, und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist nun auch eine ganz eigene bestimmte historische Welt, bei der mir's nicht leid seyn sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen.

332.

An Goethe.

Jena den 12. Januar 1798.

Ihr Aufsatz enthält eine treffliche Vorstellung und zugleich Rechenschaft Ihres naturhistorischen Verfahrens, und berührt die höchsten Angelegenheiten und Erfordernisse aller rationellen Empirie, indem er nur einem einzelnen Geschäfte die Regel zu geben sucht. Ich werde ihn noch sorgfältig durchlesen und überdenken, und Ihnen dann meine Bemerkungen mittheilen. Das ist mir z. B. sehr einleuchtend, wie gefährlich es ist, einen theoretischen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen. Es stimmt dies, wie mir deucht, mit einer andern philosophischen Warnung überein, daß man seine Sätze nicht durch Beispiele beweisen solle, weil kein Satz dem Beispiel gleich ist. Die entgegengesetzte Methode verkennt den essentiellen Unterschied zwischen der Naturwelt und der Verstandeswelt ganz, ja sie hebt die ganze Natur auf, indem sie blos diese Vorstellung uns in den Dingen und nie umgekehrt finden läßt. Ueberhaupt kann eine Erscheinung oder Factum, die etwas durchgängig vielfach Bestimmtes ist, nie einer Regel, die blos bestimmend ist, adäquat seyn.

Ich wollte wünschen, es gefiele Ihnen, den Hauptinhalt dieses Aufsatzes auch für sich selbst und unabhängig von den Untersuchungen und Erfahrungen, denen er zur Einleitung dient, auszuführen. Sie würden auf eine strengere und reinere Scheidung des practischen Verfahrens und des theoretischen Gebrauchs bedeutende Fingerzeige geben; man würde dahin gebracht werden, sich zu überzeugen, wie nur dadurch die Wissenschaft erweitert werden kann, daß man auf der einen Seite dem Phänomen ohne allen Anspruch auf eine hervorzubringende Einheit folgt, es von allen Seiten umgeht, und blos die Natur in ihrer Breite aufzufassen sucht, auf der andern Seite (und wenn jene erste nur in Sicherheit gebracht ist) die Freiheit der vorstellenden Kräfte begünstigt, das Combinationsvermögen sich nach Lust davon versuchen läßt, mit dem Vorbehalt, daß die vorstellende Kraft auch nur in ihrer eigenen Welt und nie in dem Factum etwas zu constituiren suche. Denn mir deucht, es ist bisher auf zwei entgegengesetzte Arten in der Naturwissenschaft gefehlt worden: einmal hat man die Natur durch die Theorie verengt, und ein andermal die Denkkräfte durch das Object zu sehr einschränken wollen. Beiden muß Gerechtigkeit geschehen, wenn eine rationale Empirie möglich seyn soll, und beiden kann Gerechtigkeit geschehen, wenn eine strenge kritische

Polizei ihre Felder trennt. Sobald man die Freiheit der theoretischen Vermögen begünstigt, so kann es nicht fehlen, und die Erfahrung lehrt es, daß die Mannigfaltigkeit der Vorstellungsarten, wodurch sie sich wechselsweise einschränken und öfters aufheben, den Schaden gut macht, den der Despotism einer einzigen stiftet, und so wird man selbst auf dem theoretischen Wege zu dem Object zurückgenöthigt.

Das metaphysische Gespräch des Paters mit dem Chinesen hat mich sehr unterhalten, und es nimmt sich in der gothischen Sprache besonders wohl aus. Ich bin nur ungewiß, wie es in solchen Fällen manchmal geht, ob etwas recht Gescheidtes oder etwas recht Plattes hinter dem Räsonnement des Chinesen steckt. Wo haben Sie dies schöne Morceau aufgefunden? Es wäre ein Spaß, es abdrucken zu lassen, mit einer leisen Anwendung auf unsre neuesten Philosophen. —

Daß Sie Ihre Herreise bis zum Februar verschieben, verlängert mir wirklich diesen traurigen Januar. Aber ich werde aus dieser Einsamkeit wenigstens den einzigen Vortheil zu ziehen suchen, den sie hat, und im Wallenstein fleißig voranschreiten. Ohnehin ist es gut, wenn ich die Tragödie, ehe sie Ihnen vorgelegt wird, erst bis zu einer gewissen Hitze der Handlung geführt habe, wo diese sich dann von selbst bewegt, und im Herab-

rollen ist, denn in den ersten Akten steigt sie erst bergan.

333.

An Goethe.

Jena den 15. Januar 1798.

Nur einen freundlichen Gruß für heut. — Ich habe mich in eine Hauptscene so vertieft, daß ich vom Nachtwächter gemahnt werde, aufzuhören. Es geht noch immer ganz gut mit der Arbeit, und obgleich der Poet sein erstes Concept nicht gewisser schätzen kann, als der Kaufmann seine Güter auf der See, so denke ich doch meine Zeit nicht verloren zu haben.

334.

An Goethe.

Jena den 19. Januar 1798.

Es wird Ihnen interessant und belehrend seyn, wenn Sie Ihre Gedanken, die in einem ältern und in Ihrem neuesten Aufsatz aufgestellt sind, nach den Kathegorien durchgehen. Ihr Urtheil

wird ganz bestätigt werden, und es wird Ihnen zugleich ein neues Vertrauen zu dem regulativen Gebrauch der Philosophie in Erfahrungssachen erwachsen. Ich will mich hier nur bei einigen Anwendungen aufhalten, und zwar gleich in Beziehung auf Ihren neuesten Aufsatz.

Die Vorstellung der Erfahrung unter den drei Phänomenen ist vollkommen erschöpfend, wenn Sie die Kathegorien prüfen. Der gemeine Empirism, der nicht über das empirische Phänomen hinausgeht, hat (der Quantität nach) immer nur Einen Fall, ein einziges Element der Erfahrung und mithin keine Erfahrung; der Qualität nach asserirt er immer nur eine bestimmte Existenz, ohne zu unterscheiden, von ihr auszuschließen, ihr entgegen zu setzen, mit Einem Wort zu vergleichen; der Relation nach ist er in Gefahr, das Zufällige als das Substantielle aufzunehmen; der Modalität nach bleibt er blos auf eine bestimmte Wirklichkeit eingeschränkt, ohne das Mögliche zu ahnen, oder seine Erkenntniß gar bis zu einer Nothwendigkeit zu führen. Nach meinem Begriff ist der gemeine Empirism nie einem Irrthum ausgesetzt, sondern der Irrthum entsteht erst in der Wissenschaft. Was er bemerkt, bemerkt er wirklich, und weil er nicht den Kitzel fühlt, aus seinen Wahrnehmungen Gesetze für das Object zu machen, so

können seine Wahrnehmungen ohne irgend eine Gefahr immer einzeln und accidentell seyn.

Erst mit dem Rationalism entsteht das wissenschaftliche Phänomen und der Irrthum. In diesem Felde nämlich fangen die Denkkräfte ihr Spiel an, und die Willkühr tritt ein, mit der Freiheit dieser Kräfte, die sich so gern dem Object substituiren. Der Quantität nach verbindet der Rationalism immer mehrere Fälle, und so lang er sich bescheidet, die Pluralität nicht für Totalität auszugeben, d. h. objective Gesetze zu machen, so ist er unschädlich, ja nützlich, da er der Weg zur Wahrheit ist; welche nur dadurch gefunden wird, daß man von dem Einzelnen sich loszumachen weiß. In seinem Mißbrauch hingegen wird er verderblich für die Wissenschaft, weil er, wie Sie in Ihrem Aufsatz sehr einleuchtend sagen, die ungeheure Verbindungsgewalt des menschlichen Geistes auf Kosten einer gewissen republikanischen Freiheit der Facten geltend machen will, kurz weil er in die bloße Pluralität schon seine Einheit legen will, und also eine Totalität giebt, die keine ist.

Der Qualität nach setzt der Rationalism, wie billig ist, die Phänomene einander entgegen; er unterscheidet und vergleicht, welches gleichfalls (so wie der Rationalism überhaupt) löblich und gut und der einzige Weg zur Wissenschaft ist. Aber

jener Despotism der Denkkräfte zeigt sich auch hier sogleich durch Einseitigkeit, durch Härte der Unterscheidung, so wie oben durch Willkühr der Verbindung. Er kommt in Gefahr, dasjenige streng zu fordern, was in der Natur verbunden ist, wie er oben verband, was die Natur scheidet. Er macht Eintheilungen, wo keine sind u. s. w.

Der Relation nach ist es das ewige Bestreben des Rationalism, nach der Causalität der Erscheinungen zu fragen, und alles qua Ursach' und Wirkung zu verbinden: wiederum sehr löblich und nöthig zur Wissenschaft, aber durch Einseitigkeit gleichfalls höchst verderblich. Ich beziehe mich hier auf Ihren Aufsatz selbst, der vorzüglich diesen Mißbrauch, den die Causalbestimmung der Phänomene veranlaßt, rügt. Der Rationalism scheint hier vorzüglich dadurch zu fehlen, daß er dürftigerweise blos die Länge und nicht die Breite der Natur in Anschlag bringt.

Der Modalität nach verläßt der Rationalism die Wirklichkeit, ohne die Nothwendigkeit zu erreichen. Die Möglichkeit ist sein ungeheures Feld, daher das grenzenlose Hypothesiren. Auch diese Function des Verstandes ist nach meinem Urtheil nothwendig und conditio sine qua non aller Wissenschaft; denn nur durch das Mögliche giebt es, nach meinem Bedünken, von dem Wirklichen einen Durchgang zu dem Nothwendigen.

Daher wehre ich mich, so sehr ich kann, für die Freiheit und Befugniß der theoretischen Kräfte im Felde der Physik.

Zu dem reinen Phänomen, welches nach meinem Urtheil eins ist mit dem objectiven Naturgesetz, kann nur der rationelle Empirism hindurchdringen. Aber, um es noch einmal zu wiederholen, der rationelle Empirism selbst kann nie unmittelbar von dem Empirism anfangen, sondern der Rationalism wird allemal erst dazwischen liegen. Die dritte Kathegorie entsteht jederzeit aus der Verknüpfung der ersten mit der zweiten, und so finden wir auch, daß nur die vollkommene Wirksamkeit der freien Denkkräfte mit der reinsten und ausgebreitetsten Wirksamkeit der sinnlichen Wahrnehmungsvermögen zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß führt. Der wissenschaftliche Empirism wird folglich dieses beides thun: er wird die Willkühr ausschließen und die Liberalität hervorbringen: die Willkühr, welche entweder der Geist des Menschen gegen das Object, oder der blinde Zufall im Objecte und die eingeschränkte Individualität der einzelnen Phänomene gegen die Denkkraft ausübt. Mit Einem Worte, er wird dem Object sein ganzes Recht erweisen, indem er ihm seine blinde Gewalt nimmt, und dem menschlichen Geiste seine ganze (rationelle)

Freiheit verschaffen, indem er ihm alle Willkühr abschneidet.

Der Quantität nach muß das reine Phänomen die Allheit der Fälle begreifen, denn es ist das Constante in allen. Es stellt also, völlig nach dem Sinn der Kathegorie, die Einheit in der Mehrheit wiederum her. Der Qualität nach limitirt der rationelle Empirism immer, wie auch das Beispiel aller wahren Naturkundigen lehrt, die von einem absoluten Bejahen und Verneinen sich gleich entfernt halten. Der Relation nach achtet der rationelle Empirism zugleich auf die Causalität und auf die Unabhängigkeit der Erscheinungen; er sieht die ganze Natur in einer reciproken Wirksamkeit, alles bestimmt sich wechselsweise, und er hütet sich demnach, die Causalität blos nach einer einfachen dürftigen Länge gelten zu lassen, er nimmt immer auch die Breite mit auf. Der Modalität nach dringt der rationelle Empirism immer zu der Nothwendigkeit hindurch.

Der rationelle Empirism ist, seinem Begriffe nach, zwar nie einem Misbrauche ausgesetzt, so wie die zwei vorhergehenden Bekenntnißarten; aber vor einem falschen und angeblichen rationellen Empirism ist doch zu warnen. So wie nämlich eine weise Limitation den eigentlichen Geist dieses rationellen Empirism ausmacht, so kann eine feige und ängstliche Limitation den andern her=

vorbringen. Die Frucht des erstern ist das reine, die Frucht des andern das leere und hohle Phänomen. Ich habe mehrmals bemerkt, daß bedenkliche schwache Geister aus einem zu weit getriebenen Respect vor den Gegenständen und deren Mannigfaltigkeit, und aus zu weit getriebener Furcht vor den Seelenkräften, ihre Assertionen und Enunciationen zuletzt so einschränken und gleichsam aushöhlen, daß das Resultat Null wird.

Es ist noch so vieles über diese Materie und über ihre Thesen zu sprechen, daß ich Ihre Hieherkunft erwarte, um noch recht in die Sache hineinzugehen, denn nur das Gespräch hilft mir eigentlich, die Vorstellung des Andern schnell zu fassen und festzuhalten. In dem Monolog eines Briefes bin ich stets in Gefahr, nur meine Seite zu fassen. Besonders will ich Sie selbst noch mehr über das, was Sie die mittelbare Anwendung der Fälle auch Regeln nennen, reden hören.

Meine poetische Arbeit stockt seit drei Tagen, ungeachtet einer ganz guten Stimmung, in der ich war. Eine Verschleimung des Halses, die in unserm Hause von Mann zu Mann herumgieng, hat endlich auch mich ergriffen, und weil mich dies Uebel gerade in einem erhöhten Zustand von Reizbarkeit überraschte, in den mich mein Geschäft versetzt hatte, so hatte ich gestern den ganzen Tag Fieber. Heute ist mir aber der Kopf

schon viel freier, und ich hoffe in einigen Tagen den bösen Gast los zu seyn.

335.

An Goethe.

Jena den 23. Januar 1798.

Ich bin meines Halsübels doch nicht so leicht los geworden, wie ich's in meinem letzten Briefe glaubte versichern zu können. Noch heute plagt es mich, und da das Uebel gerade den Kopf einnimmt, so macht es mich ungeduldiger, als sonst meine Krämpfe thun. Es ist mir in diesem Zeitpunkt doppelt lästig, da ich gerade im besten Zuge war, und vor Ihrer Ankunft noch eine gute Station zurückzulegen dachte.

Das kleine Schema zu einer Geschichte der Optik enthält viele bedeutende Grundzüge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens, und wenn Sie sie ausführen sollten, so müßten sich viele philosophische Bemerkungen machen lassen. Der deutsche Geist würde aber nicht zu seinem Vortheil dabei erscheinen, wenn nicht die Entwicklung anticipirt wird. Es ist doch eigen, daß sich die Lebhaftigkeit der Franzosen so bald einschüchtern und ermüden ließ.

Man möchte sagen, daß es doch mehr die Passion als Liebe zur Sache war, was den Widerspruch der Franzosen nährte; sonst würden sie der Autorität nicht nachgegeben haben. Den Deutschen hält die Autorität und ein dogmatischer Irrthum lange nieder, aber endlich pflegt doch bei ihm seine natürliche Objectivität und sein Ernst an der Sache zu siegen, und gewöhnlich ist er es doch, der für die Wissenschaft erndtet.

Es ist gar keine Frage, daß Sie das Mögliche für Ihr Geschäft thun, und eine so weit schon geführte Sache zu einem gewünschten Ende bringen müssen; denn daß Sie endlich durchdringen werden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Ich glaube aber, Sie thun wohl, wenn Sie jetzt, nachdem Sie vergebens auf einen Begleiter und Mitforscher gewartet haben, sich auch nach keinem mehr umsehen, und Ihr Geschäft still für sich selbst vollenden, um alsdann mit dem Fertigen, so weit es auf Ihrem Wege sich bringen läßt, auf einmal hervorzutreten. Das erst Entstehende imponirt, scheint es, die Deutschen nicht, es reizt sie vielmehr und macht sie eigensinnig, wenn man ihre Dogmata blos erschüttert, ohne sie ganz und gar umzureißen. Ein völlig fertiges Ganzes und ein methodisch ernstlicher Angriff hingegen überwältigt den Eigensinn, und bringt die natürliche und angeborene Sachliebe des Deutschen

auf die Seite des Gegners. So denke ich mir die Sache, und wenn Sie in drei, vier Jahren Ihre ausführliche und methodische Darlegung vor das Publikum bringen, so wird man gewiß Folgen davon sehen. Unterdessen verläuft sich auch in etwas diese chemische Sündfluth, und ein neues Interesse gewinnt Platz.

Böttiger, höre ich, wollte über den Vandalism der Franzosen, bei Gelegenheit der so schlecht transportirten Kunstwerke, einen Aufsatz schreiben. Ich wünschte, er thäte es, und sammelte alle dahin einschlagenden Züge von Rohheit und Leichtsinnigkeit. Ermuntern Sie ihn doch, und verschaffen mir alsdann den Aufsatz für die *Horen*.

336.

An Goethe.

Jena den 26. Januar 1798.

Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinen *Eunomia*, *Dike* und *Irene* förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Condolenz aber wird verbeten. — *Cotta* hatte schon voriges

Jahr nur eben die Kosten *) wieder, und wollte sie auch noch dieses Jahr vegetiren lassen, aber ich sah wirklich keine entfernte Möglichkeit, sie zu continuiren, weil es uns ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann, und ich ohne eigentlichen reellen Geldgewinn ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte, wovon ich mich durch einen entschlossenen Schritt befreien mußte. Wir werden, wie sich's von selbst versteht, beim Aufhören keinen Eclat machen, und da sich die Erscheinung des zwölften Stücks 1797 ohnehin bis in den März verzögert, so werden sie von selbst selig einschlafen. Sonst hätten wir auch in dieses zwölfte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar seit gestern wieder besser, aber die Stimmung zur Arbeit hat sich noch nicht wieder eingefunden. Unterdessen hab' ich mir mit Niebuhr's und Volney's Reise nach Syrien und Aegypten die Zeit vertrieben; und ich rathe wirklich jedem, der bei den jetzigen schlechten politischen Aspecten den Muth verliert, eine solche Lectüre; denn erst so

*) Der Horen.

sieht man, welche Wohlthat es bei alle dem ist, in Europa geboren zu seyn. Es ist doch wirklich unbegreiflich, daß die belebende Kraft im Menschen nur in einem so kleinen Theil der Welt wirksam ist, und jene ungeheuren Völkermassen für die menschliche Perfectibilität ganz und gar nicht zählen. Besonders merkwürdig ist es mir, daß es jenen Nationen und überhaupt allen Nicht-Europäern auf der Erde nicht sowohl an moralischen als an ästhetischen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realism, so wie auch der Idealism, zeigt sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen. Ich hielt es wirklich für absolut unmöglich, den Stoff zu einem epischen Gedichte in diesen Völkermassen zu finden, oder einen solchen dahin zu verlegen.

337.

An Goethe.

Jena den 30. Jannar 1798.

Die Schrift von Darwin *) würde wohl in Deutschland wenig Glück machen. Die Deutschen

---

*) The botanical garden, a poem by E. Darwin. London 1798. 4.

wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen. Aber diese Spielerei der Phantasie mit Begriffen, dieses Reich der Allegorie, die kalte Intellectualität und in Verse gebrachte Gelehrsamkeit kann nur die Engländer in ihrer jetzigen Frostigkeit und Gleichgültigkeit anziehen. Diese Schrift zeigt indeß, welche Function man der Poesie, bei einer großen und respectabeln Volksklasse, anzuweisen pflegt, und giebt den Philistern einen neuen glänzenden Triumph über ihre poetischen Widersacher.

Ich glaube übrigens nicht, daß der Stoff unzulässig und für die Poesie ganz ungeschickt ist. Die verunglückte Geburt schreibe ich ganz auf Rechnung des Dichters. Wenn man gleich anfangs auf alles sogenannte Unterrichten Verzicht thäte, und blos die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, Bewegung und Zusammenwirkung der Phantasie nahe zu bringen suchte, alle natürlichen Erzeugungen mit einer gewissen Liebe und Achtung aufführte, jedem seine selbstständige Existenz respectirte und so weiter, so müßte ein lebhaftes Interesse erregt werden können. Aber aus dem Küchenzettel, den Sie von dem Buche geben, muß ich schließen, daß der Verfasser, gerade umgekehrt, das poetische Interesse blos in der Zuthat, nicht in der Sache selbst zu erwecken ge-

sucht, und daß es mithin das contradictorische Gegentheil eines guten Gedichts ist.

Den Trumpf, womit Sie selbst die Xenien stechen wollen, kann ich wirklich nicht errathen, und um auch nur möglicherweise darauf verfallen zu können, müßte ich wenigstens wissen, ob darin, so wie in den Xenien, einzelne Personen herumgenommen werden sollen, oder ob der Krieg dem Ganzen gilt. Im letzten Falle würde es schwer seyn, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt haben. —

Ihr Gedanke, eine Monatsschrift jahrweise herauszugeben, ist so übel nicht, nur würde der Verleger seine Rechnung nicht dabei finden, weil man nicht gern auf einmal so viel Geld bezahlt. Bei den Horen wäre aber die Hauptschwierigkeit immer, wo man die Aufsätze hernehmen sollte; denn es ist merkwürdig, daß wir es nicht einmal durch den Reiz eines ungewöhnlich großen Honorars haben dahin bringen können, gewisse Bäche in unser Journal zu leiten, die in andern Journalen um das halbe Geld so ergiebig fließen. —

Dieser Tage hat sich wieder ein neuer Poet angemeldet, der mir gar nicht übel scheint, es müßte mich denn ein gewisser Widerschein Ihres Geistes bestechen, denn dieser scheint viel auf ihn gewirkt zu haben. Ich lege das Gedicht bei, sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber.

338.

An Goethe.

Jena den 2. Februar 1798.

Ihre Bemerkung über die Oper hat mir die Ideen wieder zurückgerufen, worüber ich mich in meinen ästhetischen Briefen so sehr verbreitete. Es ist gewiß, daß dem Aesthetischen, so wenig es auch die Leerheit vertragen kann, die Frivolität doch weit weniger widerspricht, als die Ernsthaftigkeit; und weil es dem Deutschen weit natürlicher ist, sich zu beschäftigen und zu bestimmen, als sich in Freiheit zu setzen, so hat man bei ihm immer schon etwas Aesthetisches gewonnen, wenn man ihn nur von der Schwere des Stoffs befreit, denn seine Natur sorgt schon hinlänglich dafür, daß seine Freiheit nicht ganz ohne Kraft und Gehalt ist. Mir gefallen darum die Geschäftsleute und Philister überhaupt weit besser in einer solchen spielenden Stimmung, als die müssigen Weltleute, denn bei diesen bleibt das Spiel immer kraft- und gehaltleer. Man sollte einen jeden immer nach seinem Bedürfniß bedienen können, und so würde ich den einen Theil in die Oper, und den andern in die Tragödie schicken.

Ihr Nürnberger Meistersänger *) spricht mich wie eine Stimme aus einem ganz andern Zeitalter an, und hat mich sehr ergötzt. Wenn Sie Knebel'n schreiben, so bitten Sie ihn doch, auch mich zu einem Exemplar mit Kupfern unter den Subscribenten anzumerken. Ich halte es wirklich für nöthig, daß man sich bei diesem Werklein vorher meldet, weil es sonst vielleicht nicht zu Stande kommt, denn der gute Freund hat sein Zeitalter überlebt, und man wird ihm die Gerechtigkeit schwerlich erzeigen, die er verdient. Wie wär's, wenn Sie nur ein Paar Seiten, zu seiner Einführung in's Publikum, in den Horen sagten? Er scheint es wirklich so sehr zu brauchen, als zu verdienen.

---

*) J. C. Grübel, geb. 1736 zu Nürnberg, gest. das. 1819. Seine Gedichte in Nürnberger Mundart erschienen zu Nürnberg 1802 — 1824 in fünf Bändchen, das letzte von Osterhausen und Witschel herausgegeben.

339.

An Heinrich Meyer.

Jena den 5. Februar 1798.

Von der Thalia, die Sie durchblättern wollen, übersende ich Ihnen, was ich gerade bei der Hand habe. Auch leg' ich ein Avertissement von einem neuen Journal-Institut bei, welches sich zunächst mit Kunstcritik abgiebt. — Sehen Sie doch, ob Sie unter Ihrer Bekanntschaft einen Liebhaber dazu finden. Wir müssen dieses Journal wohl lesen, damit wir wissen, was Andere über einen Artikel sagen, von dem wir auch handeln wollen. —

Herr Coadjutor von Dalberg schreibt mir, daß er uns bald einen Aufsatz über Kunstschulen zu den Horen einsenden werde. Das ist etwas, was Sie angeht. — Jetzt weiß ich endlich, was die Kunst ist. »Die Kunst ist diejenige mechanische Handgeschicklichkeit, durch welche vermittelst gewisser Werkzeuge ein natürlicher Körper zur Waare gemacht wird.« Ich bitte Sie, sich dieses gesagt seyn zu lassen, und sich ja künftig immer zu erinnern, daß Sie einen natürlichen Körper zur Waare machen, wenn Sie einen Genius von Carrache oder dergleichen ausführen.

340.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1798.

Sie scheinen mir auf das Product meiner Schwägerin *) einen größern Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechter Weise anmaßen kann. Plan und Ausführung sind völlig frei und ohne mein Zuthun entstanden. Bei dem ersten Theil habe ich gar nichts zu sprechen gehabt, und er war fertig, eh' ich nur seine Existenz wußte. Bloß dieses dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewissen Manier in der Darstellung befreite, aber auch bloß solcher, die sich durch Wegstreichen nehmen ließen; daß ich durch Zusammenziehung des Bedeutenden ihm eine gewisse Kraftlosigkeit genommen, und einige weitläuftige und leere Episoden ganz herausgeworfen. Bei dem zweiten Theil war an nichts zu denken, als an das Fertigwerden, und bei diesem hab' ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt. Wie also der zweite Theil geschrieben ist, so kann meine Schwägerin völlig ohne fremde Beihülfe schreiben. Es ist

---

*) Agnes von Lilien (von Caroline v. Wolzogen) Berlin 1798. 2 Bde.

wirklich nicht wenig, bei so wenig solider und zweckmäßiger Cultur und bloß vermittelst eines fast leidenden Auf-sich-wirken-lassens und einer mehr hinträumenden als hellbesonnenen Existenz, doch so weit zu gelangen, als sie wirklich gelangt ist. —

Ihr längeres Außenbleiben vermehrt meinen Wallensteinischen Vorrath, und da ich diejenige Scene, welche am meisten von der äußern heitern Influenz abhängt, habe liegen lassen, und zum ersten Ausflug in meinen Garten verschoben, so könnte ich in etlichen Wochen den dritten Act geendigt haben. Der vierte und fünfte sind zusammen nicht größer als der erste, und machen sich beinahe von selbst.

341.

An Goethe.

Jena den 9. Februar 1798.

Herr Z... hätte besser gethan, die Wahrheiten, die ihm Kant, und die Impertinenzen, die Fr. Schlegel ihm gesagt, in der Stille einzustecken. Mit seiner seynsollenden Apologie macht er das Uebel ärger, und giebt sich die unverzeihlichsten Blößen. Die Schrift hat mich angeekelt,

ich kann's nicht leugnen, sie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verstockten Sinn, eine incorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigstens, wenn keine vorsätzliche Verblendung. Sie, der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht und natürlicher durch eine unwillkührliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gern verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann. Deswegen indignirte mich diese Schrift mehr, als sie vielleicht verdienen mag. In einem arroganten Philosophenton finde ich eine recht gemeine Saalbaderei eingekleidet; überall wird an das gemeine, niedrige Interesse der menschlichen Natur appellirt, und nirgends finde ich eine Spur von einem eigentlichen Interesse für Wahrheit an sich selbst.

Es läßt sich im Einzelnen über die Schrift nichts sagen, weil der eigentliche Punkt, auf den Alles ankam, nämlich: die Argumente des Criticism anzugreifen und die Argumente für diesen neuen Dogmatism zu führen, gar nicht von weitem versucht worden ist. Es ist wirklich kein einziger philosophischer Gedanke da, der einen philosophischen Streit einleiten könnte. Denn was soll man dazu sagen, wenn nach so vielen und gar nicht verlorenen Bemühungen der neuen Philosophen, den Punkt des Streits in die bestimmtesten und eigentlichsten Formeln zu bringen, wenn

nur einer mit einer Allegorie anmarschirt kommt, und was man sorgfältig dem reinen Denkvermögen zubereitet hatte, wieder in ein Helldunkel hüllt, wie dieser Herr Z... bei der Vorlegung der vier philosophischen Secten thut.

Es ist wirklich nicht zu verzeihen, daß ein Schriftsteller, der auf eine gewisse Ehre hält, auf einem so reinlichen Felde, als das philosophische durch Kant geworden ist, so unphilosophisch und unreinlich sich betragen darf. Sie und wir andern rechtlichen Leute wissen z. B. doch auch, daß der Mensch in seinen höchsten Functionen immer als ein verbundenes Ganzes handelt, und daß überhaupt die Natur überall synthetisch verfährt. Deswegen aber wird uns doch niemals einfallen, die Unterscheidung und die Analysis, worauf alles Forschen beruht, in der Philosophie zu verkennen, so wenig wir dem Chemiker den Krieg darüber machen, daß er die Synthesen der Natur künstlich aufhebt. Aber diese Z... wollen sich auch durch die Metaphysik hindurch riechen und fühlen, sie wollen überall synthetisch erkennen; aber in diesen anscheinenden Reichthum verbirgt sich am Ende die ärmlichste Leerheit und Plattitüde, und diese Affectation solcher Herren, den Menschen immer bei seiner Totalität zu behaupten, das Physische zu vergeistigen und das Geistige zu vermenschlichen, ist, fürcht' ich, nur

eine klägliche Bemühung, ihr armes Selbst in seiner behaglichen Dunkelheit glücklich durchzubringen.

Wir werden, wenn Sie kommen, über die Materie noch vieles sprechen, aber der Schrift werden wir dabei nicht viel zu danken haben. Z... wird übrigens seine Absicht nicht ganz verfehlen, er wird seine Parthei, die Unphilosophen, bestärken, denn um die Philosophen mag es ihm überhaupt nicht zu thun seyn. —

Das Schmutzwetter ist meinem Fleiße nicht sehr günstig, da es die alten Uebel Katarrh und Schnupfen wieder zurückgebracht hat.

342.

An Goethe.

Jena den 13. Februar 1798.

Ich suchte mich über Ihr längeres Ausbleiben durch meinen Fleiß und durch die Aussicht zu trösten, Ihnen desto mehr von meiner Arbeit vorlegen zu können. Aber die Jahreszeit und die unordentliche Witterung ist mir gar nicht günstig, und hindert alle meine Fortschritte, einer lebhaften Neigung und Stimmung zum Trotze. Der Kopf ist mir wieder seit fast acht Tagen von

einem catarrhalischen Zufall angegriffen, und das alte Uebel plagt mich auch. Um mein Gemüth frisch zu erhalten, darf ich an meine gegenwärtige Arbeit nicht einmal denken; ich beschäftige mich mit dem Gedanken an eine entferntere, und mit allgemeinen Ideen.

Da ich seit diesem Winter viele Reisebeschreibungen las, so habe ich mich nicht enthalten, zu versuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem solchen Stoffe wohl möchte machen können, und bei dieser Untersuchung ist mir der Unterschied zwischen einer epischen und dramatischen Behandlung neuerdings lebhaft geworden.

Es ist keine Frage, daß ein Weltentdecker oder Weltumsegler, wie Cook, einen schönen Stoff zu einem epischen Gedichte entweder selbst abgeben, oder doch herbeiführen könnte; denn alle Requisite eines epischen Gedichts, worüber wir übereingekommen, finde ich darin, und auch das wäre dabei sehr günstig, daß das Mittel dieselbe Dignität und selbstständige Bedeutung hätte, wie der Zweck selbst, ja daß der Zweck mehr des Mittels wegen da wäre. Es ließe sich ein gewisser menschlicher Kreis darin erschöpfen, was mir bei einem Epos wesentlich deucht, und das Physische würde sich mit dem Moralischen zu einem schönen Ganzen verbinden lassen.

Wenn ich mir aber eben diesen Stoff zu einem Drama bestimmt denke, so erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die sinnliche Breite eben so sehr, als sie mich dort anzog; das Physische erscheint nun blos als ein Mittel, und um das Moralische herbeizuführen; es wird lästig durch seine Bedeutung und den Anspruch, den es macht, und kurz der ganze reiche Stoff dient nun blos zu einem Veranlassungsmittel gewisser Situationen, die den innern Menschen in's Spiel setzen. — Es nimmt mich aber wirklich Wunder, daß ein solcher Stoff Sie noch nicht in Versuchung geführt hat, denn hier finden Sie beinahe schon von selbst fertig, was so nöthig und doch so schwierig ist, nämlich die persönliche und physische Wirksamkeit des natürlichen Menschen mit einem gewissen Gehalt, den nur die Kunst ihm geben kann, vereinigt. Le Vaillant auf seinen afrikanischen Zügen ist wirklich ein poetischer Character und ein wahrhaft mächtiger Mensch, weil er mit aller Stärke der thierischen Kräfte und allen unmittelbar aus der Natur geschöpften Hülfsmitteln die Vortheile verbindet, welche nur die Cultur gewährt.

343.

An Goethe.

Jena den 16. Februar 1798.

Es ist eine misliche Unternehmung, einen so vermischten Stoff *) nach einer Form zu behandeln, die den Anspruch auf eine erschöpfende Vollständigkeit mit sich führt. Weil in zwölf Kategorien alle möglichen Hauptfragen enthalten, die an einen Gegenstand gemacht werden können, so muß, wenn richtig subsumirt worden, ein Gefühl von Befriedigung erfolgen, welches ich aber gar nicht habe, sondern eher das Gegentheil. Indessen glaube ich liegt es mehr an der Materie, als an Ihrer Ausführung, daß diese noch ein viel zu rhapsodistisches und daher willkührliches Ansehen hat. Es liege aber, woran es will, so zweifle ich sehr, daß Sie mich auf diesem Wege sich näher bringen werden; denn unter einer so strengen Form, die eine Forderung der Totalität unausbleiblich erregt, wird mir dieser empirische Gegenstand immer als eine unübersehbare Masse erscheinen, und ich werde gerade deswegen, weil der Verstand darüber herrschen will, meine empirische Insufficienz empfinden.

---

*) Die Farbenlehre.

Wenn die Kategorienprobe überhaupt statt finden und von Nutzen seyn soll, so muß sie, deucht mir, mit dem Allgemeinsten und Einfachsten der Farbenlehre angestellt werden, ehe von den besondern Bestimmungen die Rede ist, denn diese können nur Verwirrung erregen. Ferner scheint mir daraus eine Verwirrung entsprungen zu seyn, daß Sie nicht immer bei dem nämlichen Subject der Frage geblieben, sondern in der einen Kategorie das Licht, in der andern die Farbe vor Augen hatten, wie es sich am gelegensten machte, da doch das Wesen dieser ganzen Operation darauf beruht, daß die Kategorien immer nur die Prädikate hergeben, das Subject, von welchem prädicirt wird, aber immer dasselbe bleibt.

Ich verspare es auf unsre mündlichen Communicationen, auf die Sache genauer einzugehen, weil das Gespräch mir viel schneller forthelfen wird. Nur ein paar Anmerkungen will ich vorläufig niederschreiben. Bei dem Moment der Qualität müßte, deucht mir, die wichtige Frage beantwortet werden, ob die Farbe als positive eigene Energie oder nur als limitirte Lichtenergie wirkt, und ob mithin bei der Wirkung der Farbe das eigentlich Wirkende nur das Licht, die Farbenerscheinung selbst aber nur eine eigen modificirte Negation des Lichts ist. (Ohne Licht giebt es für das Auge natürlich keine Farbe,

weil das Licht die Bedingung alles Sehens ist. Aber ohne Licht giebt es für das Auge auch keine Gestalt, Größe u. s. w., und es fragt sich also, ob nicht die Qualität der Farbe auch unabhängig vom Licht existirt.)

Bei der Relation müßte also gefragt werden: 1) Ist die Farbe nur ein Accidens vom Licht, und mithin nichts Substantielles? 2) Ist die Farbe blos Wirkung des Lichts? 3) Ist sie das Product einer Wechselwirkung zwischen dem Licht und einem von demselben verschiedenen substantiellen Agens = X? (Weil bei der Kategorie der Relation alles nur relativ genommen wird, so wird bei obiger Frage das Licht als eine Substanz gleich gesetzt, und die Frage ist also blos: ist die Farbe dadurch nur ein Accidens, relativ vom Licht, oder ist sie auch etwas Selbstständiges?)

Sollte es nicht vielleicht zu fruchtbaren Ansichten führen, wenn die Farbe in dreifacher Beziehung betrachtet würde: 1) in Beziehung auf das Licht und die Finsterniß; 2) in Beziehung auf das Auge; 3) in Beziehung auf die Körper, an denen sie erscheint.

Ihre Eintheilung der Farben hat mir jetzt noch etwas nicht völlig Bestimmtes, daher ich nicht gewiß weiß, ob ich bei dem, was Sie z. B. physische Farbe nennen, gerade das Rechte denke.

So wie es jetzt dasteht, denke ich mir darunter prismatische Farben. Unter chemischen Farben verstehe ich Pigmente.

Ich habe heute wieder versucht zu arbeiten, aber ich werde einige Zeit brauchen, um die rechte Stimmung wieder zu gewinnen.

344.

An Goethe.

Jena den 20. Februar 1798.

Da ich eine Zeitlang »von dem Schall der menschlichen Rede« fast ganz entfernt lebte, so war die lebhafte Gesprächigkeit des Freundes, der mir gestern Ihren Brief überbrachte, mir sehr erfrischend und ergötzend. Es ist überhaupt unterhaltend, einen Leser zu sehen, und sich die eigenen oder fremden Ideen in irgend einer Gestalt wiedergeben zu lassen. Diesem sieht man übrigens die Filiation stark an, weil er durch Humboldts in unsern Kreis gezogen worden. Eigen ist es, wie sich bei einem gewissen Zustande der Literatur ein solches Geschlecht von Parasiten, oder wie Sie's nennen wollen, erzeugt, die sich aus dem, was von Andern geleistet ist, eine gewisse Existenz bilden, und ohne

das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb dessen dienen, was da ist, Ideen aus Büchern in's Leben bringen, und wie der Wind oder gewisse Vögel den Samen dahin oder dorthin streuen. Als Zwischenläufer zwischen dem Schriftsteller und dem Publikum muß man sie wirklich sehr in Ehren halten, obgleich es gefährlich seyn möchte, sie mit dem Publikum zu verwechseln. Uebrigens hat dieser gegenwärtige Freund einen feinen Sinn, und bei seinem raisonnirenden Hange scheint er mir eine zarte Empfindung zu besitzen, dabei eine besondere Geschmeidigkeit, sich in Fremdes zu finden, ja es sich anzueignen.

Die Anwendung der Kategorien auf Ihren aufgehäuften Stoff kann für Sie nicht anders als fruchtbar seyn. Indem es zugleich eine treffliche Recapitulation ist, thut Ihnen dies Geschäft die Dienste eines Freundes von entgegengesetzter Natur. Es zwingt Sie, wie ich mir's vorstelle, zu strengen Bestimmungen, Grenzscheidungen, ja harten Oppositionen, wozu Sie von sich selbst nicht so geneigt sind, weil Sie der Natur Gewalt anzuthun fürchten; und weil diese Härte und Strenge, so gefährlich Sie auch im Einzelnen aussieht, durch die Totalität des Geschäfts selbst immer wieder gut gemacht wird, so werden Sie, durch diese Operation, immer wieder befriedigend,

zu Ihrer eigenen Vorstellungsweise zurückgeführt. Diesen Dienst leistet Ihnen vorzugsweise der Begriff der Wechselwirkung und der Limitation; Sie werden aber auch bei dem der Allheit und der Nothwendigkeit das Nämliche erfahren. Da Sie bei dem Werke selbst polemisch zu seyn nicht vermeiden können, so giebt Ihnen die Kategorienprobe einen entschiedenen Vortheil, und wie sehr sie Ihnen zur Uebersicht des historischen Theils dient, begreife ich sehr gut.

Auf das Schema selbst bin ich jetzt mehr als jemals begierig, und wenn Sie kommen, so wollen wir uns mit rechter Lust und Ernst darüber verbreiten; ich finde es unabhängig von der Sache selbst, die mich so sehr interessirt, zu approfondiren, sehr interessant, Ihnen die Stelle eines guten Lesers zu vertreten und zu versuchen, wie sich die doppelte Rücksicht auf den Gegenstand und auf das subjective Bedürfniß des Lesers zu einer und derselben Wendung vereinigen läßt.

Da ich so oft in meiner Arbeit gehemmt werde, und deswegen das Ende noch nicht absehen kann, so ängstigen mich die Nachfragen nach dem Wallenstein, die nun anfangen von außen an mich zu geschehen. Schröder will ihn selbst spielen, und scheint nicht abgeneigt, selbst in Weimar darin auftreten zu wollen. Auch Unger aus Berlin schreibt mir gestern, daß mir das

Berliner Theater jedes beliebige Honorar bezahlen wolle, wenn ich das Stück ihm vor dem Abdruck senden wolle. Wäre ich nur erst fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich mir der Kopf noch nicht recht frei ist.

345.

An Goethe.

Jena den 23. Februar 1798.

Bei der Art, wie Sie jetzt Ihre Arbeiten treiben, haben Sie immer den schönen doppelten Gewinn: erstlich die Einsicht in den Gegenstand und dann zweitens die Einsicht in die Operation des Geistes, gleichsam eine Philosophie des Geschäfts; und das letzte ist fast der größere Gewinn, weil eine Kenntniß der Geisteswerkzeuge und eine deutliche Erkenntniß der Methode den Menschen schon gewissermaßen zum Herrn über alle Gegenstände macht. Ich freue mich sehr darauf, wenn Sie hieher kommen, gerade über dieses Allgemeine in Behandlung der Empirie recht viel zu lernen und nachzudenken. Vielleicht entschließen Sie sich, dieses Allgemeine, an der Spitze Ihres Werks, recht ausführlich abzuhandeln, und dadurch dem Werke, sogar unabhängig

von seinem besondern Inhalt, einen absoluten Werth für alle diejenigen, welche über Naturgegenstände nachdenken, zu verschaffen. Baco sollte Sie billig dazu veranlassen.

Was Ihre Anfrage wegen des Sylbenmaßes betrifft, so kommt freilich das Meiste auf den Gegenstand an, wozu Sie es brauchen wollen. Im Allgemeinen gefällt mir das Metrum im Schlegel'schen Prometheus auch nicht; es leyert gar zu einförmig fort, und die feierliche Stimmung scheint mir unzertrennlich davon zu seyn. Eine solche Stimmung ist es wahrscheinlich nicht, was Sie bezwecken. Ich würde also die Stanzen immer vorziehen, weil die Schwierigkeiten gewiß gleich sind, und die Stanzen ungleich mehr Anmuth haben. —

346.

An Goethe.

Jena den 27. Februar 1798.

Dieser Februar ist also hingegangen, ohne Sie mir zu bringen, und ich habe, erwartend und hoffend, bald den Winter überstanden. Desto heiterer seh' ich in's Frühjahr hinein, dem ich wirklich mit neuerwachtem Verlangen mich entgegen

sehne. Es beschäftigt mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weise, in meinem Gartenhause und Garten Anstalten zur Verbesserung meines dortigen Aufenthalts zu treffen. Eine von diesen ist besonders wohlthätig, und wird eben so angenehm seyn — ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer von den Gartenhütten mauern lasse. Die Hütte wird um einen Stock erhöht, und soll eine freundliche Aussicht in das Thal der Leutra erhalten. Auf der entgegengesetzten Seite ist schon im vorigen Jahr an die Stelle der Hütte eine ganz massiv gebaute Küche getreten. Sie werden also, wenn Sie uns im Garten besuchen, allerlei nützliche Veränderungen darin finden. —

Ich lege doch jetzt ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in meinem Pensum zurück, und finde mich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung. Besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinische Verbrechen auszusprechen, und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung, und hoffe unserm lieben moralischen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit hab' ich aber recht

gefühlt, wie leer das eigentliche Moralische ist, und wie viel daher das Subject leisten mußte, um das Object in der poetischen Höhe zu erhalten.

In Ihrem letzten Briefe frappirte mich der Gedanke, daß die Natur, obgleich von keinem Einzelnen gefaßt, von der Summe aller Individuen gefaßt werden könnte. Man kann wirklich, deucht mir, jedes Individuum als einen eigenen Sinn betrachten, der die Natur im Ganzen eben so eigenthümlich auffaßt, als ein einzelnes Sinnenorgan des Menschen, und eben so wenig durch einen andern sich ersetzen läßt, als das Ohr durch das Auge u. s. w. Wenn nur jede individuelle Vorstellungs- und Empfindungsweise auch einer reinen und vollkommenen Mittheilung fähig wäre; denn die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengesetzte Tendenz, und solche Naturen, die sich zur allgemeinen Mittheilung ausbilden, büßen gewöhnlich so viel von ihrer Individualität ein, und verlieren also sehr oft von jener sinnlichen Qualität zum Auffassen der Erscheinungen. Ueberhaupt ist mir das Verhältniß der allgemeinen Begriffe und der auf diesen erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln schauen kann. Das wirkliche Leben zeigt in jeder Minute die Möglichkeit einer solchen Mittheilung

des Besondern und Besondersten durch ein allgemeines Medium, und der Verstand als solcher muß sich beinahe die Unmöglichkeit beweisen.

347.

An Goethe.

Jena den 2. März 1798.

Was Sie über die Franzosen und ihren emigrirten, aber immer gleich würdigen Repräsentanten Mounier schreiben, ist sehr wahr, und so kläglich es auch an sich ist, so freut es einen, weil es so nothwendig zu dem ganzen Begriff dieser Existenz gehört; und man sollte immer nur rein die Naturen auffassen, so würde man auch gleich die Systeme rein demonstrirt sehen. Es ist wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über ästhetische Dinge immer sich mit der moralischen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchsten Liberalität gegen alles, was Natur ist, den Rigorism im Moralischen bei sich führen wird. So deutlich scheiden sich die Reiche der Vernunft und des Verstandes, und diese Scheidung behauptet sich nach allen Wegen und Richtungen, die der Mensch nur nehmen kann. —

Mounier ist mir ein würdiger Pendant zu Garve'n, der sich auch auf ähnliche Art gegen Kant prostituirt.

Gestern habe ich nun im Ernst das französische Bürgerdiplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es ist damals ausgefertigt, und von Roland unterschrieben worden. Weil aber der Name falsch geschrieben, und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adresse stand, so hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt.

Ich halte dafür, es wird nicht ganz übel seyn, wenn ich es dem Herzog notificire, und um diese Gefälligkeit ersuche ich Sie, wenn es Sie nicht beschwert. Ich lege deswegen die Acte bei. Daß ich als ein deutscher Publicist κατ' ἐξοχὴν darin erscheine, wird Sie hoffentlich auch belustigen.

348.

An Goethe.

Jena den 6. März 1798.

Aus Ihren mir neu eröffneten Vorsätzen muß ich schließen, daß Sie noch eine gute Weile auf dem wissenschaftlichen Felde bleiben werden, welches mir für die poetische Ausübung leid thut, so sehr ich auch den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehe. Ihre vielen und reichen Erfahrungen und Reflexionen über Natur und Kunst und über das dritte Idealische, was beide zuletzt zusammenknüpft, müssen ausgesprochen, geordnet und festgehalten werden, es sind sonst nur Lasten, die Ihnen im Wege liegen. Aber die Unternehmung wird weitläuftig werden, und aus Arbeit wird sich Arbeit erzeugen. Bis jetzt hab' ich noch keinen klaren Begriff von den Grenzen, die Sie dem Werk setzen werden, unbeschadet seines Anspruchs auf eine gewisse umfassende Vollständigkeit — ein Anspruch, der schon in Ihrer Natur liegt, wenn auch der Gegenstand ihn nicht machte. Ich erwarte daher Ihr Schema darüber mit großer Begierde. Dieses wird mir denn auch den Ort schon zeigen, wo ich mit meinen Ideen, auf eine mit dem Ganzen übereinstimmende Weise, eintreten kann. Mit Vergnügen werde ich den

Antheil daran nehmen, den Sie mir bestimmen, und da es einmal ein gesellschaftlich Werk ist, so kann es recht seyn, daß auch der dritte Mann spricht. Selbst der Rigorism, der darin herrschen wird, gewinnt mehr Eingang, wenn eine vielfältigere Ansicht und Einkleidung dabei ist. Immer aber wird das Werk in einer bestimmten Opposition mit dem Zeitalter bleiben; und da an eine gütliche Auskunft nicht zu denken ist, so wäre die Frage, ob man den Krieg nicht lieber decidirt erklären und durch die Schärfe des Gesetzes sowohl als der Justiz das Werk desto pikanter machen sollte. Doch darüber mündlich ein Mehreres, wenn ich erst mehr von dem Plan weiß.

Ich selbst hoffe, nach meiner jetzigen ziemlich langen poetischen Praxis, die mir viele Erfahrungen mehr verschafft hat, mit gutem Erfolg zum Raisonnement zurückzukehren.

Das Rescript, das mich zum Professor ordinarius macht, ist endlich von Coburg angekommen, und so sehe ich mich in kurzer Zeit mit mehreren Würden bekleidet, von denen ich nur wünschte, daß sie mich wärmer hielten.

349.

An Goethe.

Jena den 9. März 1798.

Es ist mein ernstlicher Wille, wie Sie mir rathen, künftig das Theater in Weimar besser zu benutzen. Nur an den Anstalten zur Wohnung lag es diesen Winter, daß ich es nicht ausgeführt habe. Für die Zukunft werd' ich mich aber gewiß darauf einrichten. Wenn es auch blos um die Musik wäre, müßte man's schon thun, denn die Sinne werden ja sonst gar nicht auf eine ästhetische Weise berührt. Aber auch das Theater selbst wird gut auf mich wirken. In diesen letzten Monaten hab' ich freilich alles Andere meinem Geschäft nachsetzen müssen, um darin einen entscheidenden Schritt zurückzulegen. Das hab' ich erreicht. Jetzt ist mein Stoff im Gange, und das Schwerste ist hinter mir. Drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt.

Haben Sie noch keine Neugierde gehabt, die neue englische Tragödie von Walpole the mysterious mother zu Gesicht zu bekommen? Sie wird als eine vollkommene Tragödie im Geschmack und Sinn des Oedipus Rex gerühmt, mit dem sie dem Inhalte nach, davon ich einen Auszug gelesen, in einer gewissen Verwandtschaft

steht. Vielleicht daß von dieser materiellen Aehnlichkeit auch das ganze Urtheil herrührt. Wäre dem so, so sollte man den englischen Kunstrichtern diese Leichtsinnigkeit nicht so hingehen lassen; und in jedem Falle scheint mir's nicht übel, ein solches vorübergehendes Interesse des Publikums zu ergreifen, und da einmal der Fall da ist, über das Gesetz und die Forderungen ein Wort zu sagen. Ich werde trachten, das Stück zu bekommen, ob es vielleicht zu einem Raisonnement über die Gattung Anlaß geben kann.

Der Herzog, wie mir mein Schwager sagt, wünscht, daß ich mein Bürgerdiplom der Bibliothek schenken möchte, wozu ich sehr gern bereit bin. Ich will es blos abschreiben, und mir im Namen der Bibliothek attestiren lassen, daß das Original bei ihr niedergelegt ist, wenn etwa einmal eins meiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reclamiren wollte.

350.

An Goethe.

Jena den 13. März 1798.

Nachdem ich einmal ein vierzehn Tage erträglich wohl gewesen und mir etwas Anstrengung

zugemuthet, setzt sich's mir wieder in den Kopf und macht mich unlustig und unfähig zu allem. Freilich ist das Wetter auch wirklich sehr rauh geworden. Dennoch hoffe ich, meine Reise zu Ihnen, wiewohl nur auf Einen Tag, noch diese Woche ausführen zu können. —

Ich habe einen braven Menschen für Mounier's Institut aufgefunden, dem ich dadurch zu einer einstweiligen Existenz verhelfe, während daß Mounier damit gedient seyn wird. — Man sagt hier, daß die Franzosen bei Murten eine Schlappe bekommen. Es sollte mich herzlich freuen, denn auch ein kleines Glück, und gerade an diesem Ort, würde am Anfang besonders gute Folgen für die Schweizer haben.

Ich habe diese Tage ein altes deutsches Ritterstück, das Sie wahrscheinlich längst vergessen haben, Fust von Stromberg *) wieder durchgelesen. Es läßt sich freilich sehr viel dagegen sagen, aber die Bemerkung hab' ich dabei gemacht, daß der Dichter eine erstaunliche Macht über das Gemüth ausüben kann, wenn er nur recht viel Sachen und Bestimmungen in seinen Gegenstand legt. So ist dieser Fust von Strom=

*) Mannheim 1783; von Jakob Maier, gest. 1784 zu Mannheim als Churpfälzischer Hofgerichts=rath und Stadtgerichtsassessor.

berg zwar überladen von historischen Zügen, und oft gesuchten Anspielungen, und diese Gelehrsamkeit macht das Stück schwerfällig und oft kalt; aber der Eindruck ist höchst bestimmt und nachhaltig, und der Poet erzwingt wirklich die Stimmung, die er geben will. Auch ist nicht zu leugnen, daß solche Compositionen, sobald man ihnen die poetische Wirkung erläßt, eine andere allerdings sehr schätzbare leisten, denn keine noch so gut geschriebene Geschichte könnte so lebhaft und so sinnlich in jene Zeit hineinführen, als dieses Stück es thut.

Staatl. Bibliothek Passau

LO

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich von Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1781 - 1805

Bd.: 2

Zeitz 1835

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 338-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342063-5